

den Gedanken einer Akademie an, er sprach sogar gegen seine dortigen Freunde den Wunsch aus, Erzieher der kaiserlichen Kinder zu werden! Wie das Alles fehl schlägt, muß er sich begnügen, auf das Wiener Theater in seinem Sinne einzuwirken. Was aber seine Verdienste auf diesem Gebiete überhaupt angeht, so zerstörte ihm Lessing jede Selbsttäuschung darüber, wenn es dessen noch bedurfte. Denn hier hatte er die unverdientesten empfindlichsten Kränkungen schon früher erfahren müssen. Er war thöricht genug gewesen, sich mit der Neuber, der Gründerin seines Ruhms zu überwerfen, als diese eine Uebersetzung seiner Frau gegen eine andere zurückwies. Er tadelte sie nun, da sie ihm auch in anderen Punkten nicht immer nachgab, laut und übertrieben, und bedachte nicht, was es heiße, mit einer Frau Händel anzufangen, die alle Mittel gegen ihn hatte, während er keine gegen sie. Sie rächte sich bitter an ihm. Sie gab einen Akt seines Cato ins Lächerliche gezogen, sie brachte ihm zum Troz die Burlesken zurück, und ihn selbst in einem Vorspiel auf das Theater, unter der Person des Tadlers, im Beisein des Hofes, an dem Gottsched keinen Gönner hatte, und unter dem Schutze des Grafen Brühl. Kost verewigte diese Begebenheit in einer böshaften poetischen Erzählung (das Vorspiel 1742), die Bodmer zum Druck beförderte, und dachte, nachdem er 1744 Sekretär bei Brühl geworden war, darauf, Gottscheden und seiner belustigenden „Phalanx“ (Schwabe, dem Verfasser der Belustigungen des Verstandes und Wises) den Garaus zu machen. Er wollte sie mit Namen aufs Theater bringen, weil er fand, daß sie gegen jede Beweisführung und gelehrte Bekämpfung gleichgültig waren. Er war, obgleich er Gottsched persönlich sogar verbunden war, dessen unversöhnlichster und heftigster Feind, und noch 1752, als sogar die Oper wieder in Leipzig erschien und Gottsched also die letzte Frucht seiner theatralischen Bemühungen verloren sah, breitete auch dieses Ereigniß ein ganz persönliches Pamphlet in Knittelversen, von Kost verfertigt, aus, und Gottsched mußte die Demüthigung erleiden, bei persönlicher Beschwerdeführung vor dem Grafen Brühl in Anwesenheit Kost's selbst noch persifliert und abgewiesen zu werden.

3. Die Verfasser der Bremer Beiträge.

Einer der berühmtesten von Gottsched's Schülern und Schildknappen war J. Joachim Schwabe, der von 1741 an acht Bände Belustigungen des Verstandes und Wises herausgab, welche die Schwäche der Gott-

sched'schen Seite in der Dichtung viel schlimmer herausstellten, als Gottsched's eigene Blätter die ihrer Kritik. An diesen Belustigungen arbeiteten übrigens eine Reihe von Männern mit, die nachher ehrenvoller bekannt geworden sind, als der Herausgeber. Unter diesen war Kästner Gottsched's genauer Schüler, und der Letztere suchte sich den bedeutend werdenden und gefährlichen Mann auch freundlich zu erhalten. Kästner seinerseits brach auch nicht mit ihm, er äußerte sich sogar in Briefen und Epigrammen gegen die Schweizer und selbst gegen Viscow; wir lassen es aber dahingestellt, ob dies nicht bloß Widerspruchsgeist war, der in Menschen, wie Er, die an Allem nur die fehlerhafte Seite sehen, und die sich selber eben so gern als Andere ungern spotten hören, sehr gewöhnlich ist. Sonst äußerte er sich gelegentlich an Hagedorn, daß er nicht begriffe, wie Bodmer alle Arbeiter an den Belustigungen für Anbeter Gottsched's habe halten können; auch fehlt es nicht an Winken, daß die Freundschaft zwischen Beiden eine Weile gelockert war. Wie zweideutig es übrigens gleich in den ersten Jahren nach dem stärkeren Auftreten der Schweizer, ja selbst schon früher, innerhalb des vertrautesten Schulkreises Gottsched's um Treue, Anhänglichkeit und Achtung aussah, davon geben beide Schlegel das redendste Beispiel. Adolph Schlegel behauptete, in Leipzig selbst sei der Begriff von Gottsched's Größe, als er 1741 dahin gekommen sei, sehr klein gewesen; es hätte der Schweizer Schriften nicht bedurft, sein Ansehen dort zu stürzen. Wie wenig nachhaltige Achtung dieser Mann in der That bei seinen nächsten und ältesten Verehrern schon vor der Anfechtung der Schweizer genoss, davon scheint der vorhin erwähnte Vorgang bei seinem Austritt aus der deutschen Gesellschaft schon allein genugsames Zeugniß zu geben. Die Art und Weise, wie er seine Schüler und Anhänger behandelte, macht dies auch vollkommen begreiflich. Beide Schlegel, versichert Adolph, hätten absichtlich keine Collegien bei ihm gehört, weil er jeden Zuhörer, der einmal selbständige Meinungen aussprach, für einen undankbaren Schüler erklärt habe. Nur seiner Redegesellschaft habe Elias beigewohnt und er habe da erfahren müssen, daß Gottsched die Reden, worin den Ansichten seiner Rede- oder Dichtkunst widersprochen war, an sich behielt, unterdrückte und jeden Versuch des Verfassers vereitelte, sie wieder zu bekommen. Adolph Schlegel übertrieb übrigens, wenn er glauben machen wollte, seine Bruder Elias sei schon unabhängig von Gottsched auf die Universität gekommen und seine Poesie habe schon ihren eigenen Charakter gehabt, ehe er Gottsched kennen lernte. Er hatte bei seinen frühesten dichterischen Versuchen noch auf der Schule Gottsched's Dichtkunst mit Andacht be-

nugt, er ward dann mit Gottsched in Leipzig bekannt, ließ sich von dessen Eifer für die Literatur anstecken und schrieb gegen Mauvillon's *lettres sur les François et les Allemands*. Noch viel entschiedener griff er mit Gottsched das Werk der Bühne an und schon 1739 wurden des jungen Mannes Geschwister in *Laurien* und *Hermann von Neuber* durch Gottsched's Hinzuthun aufgeführt. Dabei war er einer der fleißigeren Mitarbeiter an den Beiträgen, dem Büchersaal und den Belustigungen. Bald aber sieht man ihn durch Hagedorn's Vermittelung mit Bodmer Briefe wechseln, aus denen hervorgeht, wie sehr Bodmer's Schriften die junge Welt in Leipzig, die er angriff, zwischen Scham und Aerger theilte. Noch zwar gesteht Schlegel 1746, daß er mit Gottsched nicht zerfallen sei³⁴⁾, er sei sein Freund gewesen. Schon damals aber, als Bodmer's Dichterkomplott³⁵⁾ Allen, die darin getroffen gewesen, die Galle rege gemacht, habe er sich zu wehren gehabt, nicht mit in den Streit gezogen zu werden, denn auch sein erwähnter Brief an Mauvillon war in Bodmer's Schrift nicht frei ausgegangen. Schon damals hätte er gern Bodmer'n Erläuterungen über diesen Brief gegeben. Wenn man sich übrigens, fügt er hinzu, in Leipzig jetzt aus dem Lobe Gottsched's keine Ehre mehr machte, so sei dies schon zu seiner Zeit so gewesen. Gottsched habe ihn stets mit Anderen darüber geärgert, wenn sie seinen Beifall vollkommen gehabt! Man hat einen Brief von Schwabe an Gottsched vom Jahr 1744, der dem Meister berichtet, wie ein von ihm ausgesetzter Preis den Leipziger Dichtern ausgedient wurde: es ist höchst charakteristisch, daß sie sich alle, meist Mitarbeiter an den Belustigungen und später an den Bremer Beiträgen, unter Ausflüchten weigern, auf die Sache sich einzulassen: Gärtner, A. Schlegel, Mylius, Zachariä, Cramer u. A. Aus ihrer Reihe war Rabener ein besonders eifriger Mitarbeiter an den Belustigungen. Sein Antheil daran füllt den ersten Band seiner gesammelten Satiren und kann uns ein Bild des ganzen unlustigen Inhalts dieser Zeitschrift geben. Man wird sich dabei unwillkürlich an die schlechten satirischen Schriften des 17. Jahrs. erinnern, aus denen *Viscow* mit einem frischen Satz herauspringt, *Rabener* aber langsam hervorgeht und noch viel — wenn nicht *Schmuck* —

34) Nach *Danzel's Gottsched* p. 154 brach Gottsched übrigens den Briefwechsel mit G. Schlegel schon 1744 ab, als ihm dieser geschrieben hatte, daß er den *Milton* nicht so anbede wie die *Schweizer*, aber auch nicht so verachte, wie Gottsched's Anhang.

35) In den Belustigungen war gleich Anfangs ein profaisches Gedicht, der Dichterkrieg, erschienen, in dem Bodmer unter dem Namen *Marbod* verspottet ward; hiergegen setzte Bodmer: das Komplott der herrschenden Dichter und Kunstrichter.

so doch Wasser und Staub an sich hängen hat. Auch er korrespondirte aber bald mit Bodmer, fiel ganz von Gottsched ab, machte sich mit J. Adolph Schlegel über ihn lustig und pflegte ihn blos *sched zu nennen, weil man den Namen Gottes nicht unnütz führen solle, was wenigstens ein besserer Witz war, als wenn Gottsched immer in Scherz und Ernst Klopstock schrieb. Auch Gellert war im Anfange Gottsched's Anhänger und schrieb in die Belustigungen; ein Band vermischter Gedichte, der 1770 als ein Anhang zu seinen sämtlichen Schriften herausgegeben ward, und womit man ihm einen schlechten Dienst erwies, enthält lauter bestellte Gelegenheitsgedichte, die ganz in Gottsched's Manier sind. Auch Er aber änderte seine Meinung von Gottsched nach seinem eignen Geständnisse bald; dies verträgt sich wohl damit, daß sich der friedliche Mann, wenn es im Kreise der abgefallenen Jünger über Gottsched herging, desselben annahm. In den Belustigungen war ferner Zachariä's Renommist erschienen und Cramer hatte hineingearbeitet, Beide behandelte Gottsched nachher als Abtrünnige, sobald sie sich als Klopstockianer verriethen. Endlich war auch Gärtner ein Mitarbeiter an den Belustigungen, und half Gottsched an seiner Uebersetzung des Bayle und Rollin. Er aber ist es, der zuerst mit den Belustigungen unzufrieden war und das Zeichen zum Abfall von Gottsched gab. Daß dies grade von gebornen Sachsen, von seinen eigenen Schülern und von Leipzig selbst ausging, war für diesen ein empfindlicher Schlag, denn bald ward der Meißnische Witz durch diese neue Gesellschaft vertreten, und nicht mehr durch Gottsched's Anhang.

L. Chr. Gärtner (aus Freiberg 1712—91), schon auf der Schule in Meissen mit Gellert und Rabener bekannt, entwarf den Plan zu den sogenannten Neuen Beiträgen zum Vergnügen des Verstandes und Wizes (1744—45), die sich schon diesem Titel nach von Schwabe los sagten, mit dem Gärtner vorher die Reformation des bisherigen Blattes berathen hatte. Da sich dies zerschlug, setzte er sich zuerst mit Cramer und J. A. Schlegel in Verbindung, dann trat Rabener zu, C. Arnold Schmid aus Lüneburg, Ebert, Zachariä, und aus der Ferne Elias Schlegel (in Kopenhagen); erst als die Verfasser bekannt wurden, Gellert; bei dem 2. Bande Gieseke und Spener, der jung starb, zuletzt Fuchs, Klopstock und Schmidt aus Langensalza. Einige unpassende Elemente sonderten sich bald ab, wie Mylius und Kühnert, der nach Klopstock's Schilderung, eben wie Mylius, eine Art Vorläufer der unregelmäßigen Genies gewesen sein muß: bald Zweifler, bald Philosoph, bald Spötter aller menschlichen Handlungen, Dichter, Menschenfeind und Freund.

Anderer waren diesem Kreise zugesellt, die weniger oder gar nicht durch Schriften bekannt wurden: Olde, Rothe, Straube aus Breslau. Auch Hagedorn wurde eingeladen, und wenn auch nicht als Mitarbeiter, so war er doch als Freund mit den meisten verbunden; Ebert und Giseke, die ihm sehr nahe standen, vermittelten das Band, so wie auch Fuchs durch Hagedorn unterstützt und dieser Gesellschaft empfohlen war. Die Augen Aller waren auf diesen Mann als auf ein Vorbild gerichtet, seine Selbstkritik, sein Geschmaek, seine Friedlichkeit und Abneigung vor den literarischen Streitigkeiten wurden ihnen gleichmäßig Muster, und auch der gesellige Kreis seiner Umgebung schien hier nachgeahmt werden zu sollen. Die Richtung unserer neuen Verbündeten ging nämlich zuerst auf strenge Kritik aus. Die ganze Gesellschaft sollte als Censurgericht über Aufnahme und Verwerfung der Artikel entscheiden, und Gärtner war in dieser Hinsicht der Vorsteher, der wähllich und unnachsichtig war, und um so strenger sein konnte, als er selbst sehr Weniges, einige Gedichte, ein und das andere Schäferspiel u. dergl. hervorbrachte. Sodann aber war die Hauptabsicht, sich außer dem Streite zu stellen, die Namen deshalb verborgen zu halten und keine Kritiken und Streitschriften aufzunehmen. Um auch nicht einmal als blinde Leipziger zu gelten, setzten sie auf den Titel den doppelten Druckort Bremen und Leipzig, woher ihre Schriften die Bremer Beiträge hießen, und sie suchten die Verbindung mit Hagedorn und den Niedersachsen. Sonderbarerweise hatte dies solche Erfolge, daß später die ganze Gesellschaft, unter der mehrere Niederdeutsche waren, außer Gellert und Rabener nach Nieder- und Norddeutschland überwanderten, was sehr schön die Verödung der sächsischen Literatur ausdrückt, die mit der politischen Katastrophe 1756 ungefähr zusammenfällt. Gl. Schlegel war schon seit 1743 in Kopenhagen; Cramer und Klopstock zogen sich dorthin und der erstere hatte Absichten auch auf Gellert; Ebert aus Hamburg war mit Zachariä, Schmid und Gärtner später in Braunschweig zusammen, Giseke, A. Schmid, A. Schlegel im Hannoverschen. Die friedfertige Stimmung spricht sich in der Einleitung der Beiträge aus. Sie sagt, die Verfasser wollten die Liebe zur Dichtung und Beredsamkeit ausbreiten, sich über das Mittelmäßige heben, besonders den Frauenzimmern nützlich sein! Sie wollen vergnügen, erheitern, und lassen denen ihre Freiheit, die nicht scherzen können und deshalb Scherze anfechten. Sie erwarten Kritiken, um sie sich zu Nütze zu machen, wehren würden sie sich nicht dagegen. Der kriegerischen Gegenden gäbe es schon genug, man werde

schon ausmachen, unter welchem Himmelstrich der gute Geschmack seine meisten Anhänger habe. Sie wollten friedlich zusehen.

Das Kennzeichen oder die Quelle ihrer Friedlichkeit war die gesellige Natur dieser Männer und die trauliche Freundschaft, die sie im engeren Zirkel zusammenband. Ihre freiere, heitere Art zu sein, unterscheidet sie sämmtlich von Gottsched's steifer Gelehrtensitte, und neigt sich anfangs, wie wir selbst in dieser Einleitung hören, ganz Hagedorn zu. Einige unter ihnen, wie Rabener, waren geachtete Geschäftsleute, mehrere von durchaus munterer, witziger, aufgeräumter Natur, und in geselligen Kreisen ungemein wohl gelitten, worunter Rabener, Ebert und Zacharia gehören; Andere, wie namentlich Cramer, ihres feineren und selbst vornehmen Gesellschaftstons wegen gerühmt. Bei ihrem Zusammenleben in Leipzig muß eine fröhliche glückliche Stimmung unter dem ganzen Kreise verbreitet gewesen sein, die von Selbstgefühl, dichterischer Wärme und gegenseitiger Achtung aufs schönste gesteigert war. Keiner ist unter allen, der nicht irgendwo in seinen Werken oder Gedichten auf diese reizvolle Gesellschaft zurückblickt, mit Stolz und Wehmuth die goldne Zeit preist und der innigsten Freundschaft mit Entzücken denkt. Unter ihnen ist Klopstock wie ein Riese über die Andern emporgeschossen, er hat sich aber nie über sie emporgehoben, und mit Recht war Niebuhr die Bescheidenheit rührend, mit der er die zum Theil mittelmäßigen Freunde als seine Ebenbürtigen um sich sah. Von ihm haben wir die poetische Schilderung dieses Kreises in der Ode Wingolf (1747), die merkwürdig dasteht unter den ähnlichen Dichtercharakteristiken von Bodmer und Gottsched, und die zugleich die Gehobenheit der Gesinnungen, der Empfindungen und der dichterischen Kraft dieser Jünglinge ausspricht. Wie schön gibt er Jedem, mit freundschaftlichen Händen freilich Lob vertheilend, sein charakteristisches Merkmal. Er rühmt Ebert minder als Dichter, aber als Freund, als Schüler der Griechen und Römer, besonders als Verehrer der Engländer. Cramer's Ode von der geistlichen Beredsamkeit gegenüber hebt er, dem Stile des Freundes gemäß, den Ton. Sing' noch Beredsamkeiten, ruft er ihm zu, die erste weckte den Schwan in Glasor schon zur Entzückung auf; sein Fittig steigt und sanft gebogen schwebt sein Hals mit des Liedes Tönen. Gieseke's sanftes Auge hatte Klopstock's Herz entwandt, als er ihn das erstemal sah: wenn er einst stirbt, so soll Er ihn besingen; sein Lied voll Thränen wird den treuen Geist noch um sein nachweinelndes Auge zu weilen zwingen. Den Haßer der Thorheit, Rabener, den menschenfreundlichen und gerechten, dessen herzvolles Gesicht den Freunden der Tugend liebens-

würdig ist, heißt er die Thoren scheuchen, und selbst durch ihr kriechendes Lächeln sich nicht im strafenden Zorne stören zu lassen. Gellert's süßes Geschwätz soll ihm einst seine Freundin auf dem Schooße erzählen, und als Mutter zugleich es die kleine Tochter lehren. Dem ernstvoll heiteren Gärtner, dem Vertrauten unverhüllter Wahrheit, lauschen die Bemerkungen seiner Freunde, denen er werth war wie Quintilius dem Flaccus. Schlegel'n sieht er in der Dämmerung des Hains aus dichterrischen geweihten Schatten schweben, in Begeisterung vertieft und ernstvoll. Aber das lauteste Gvan Gvoe begrüßt Hagedorn und es zeigt mehr als etwas, wie sie den fröhlichen Weisen in enthusiastischer Verehrung hielten und wie sie in jenen Zeiten für Vergnügen und Freunde empfänglich waren³⁶⁾. Wenn wir auch nachher zusammenstellen, was eigentlich aus diesen Männern und aus ihren Schriften diesen Zeitpunkt und die Bremer Beiträge charakterisirt, so würden es hauptsächlich nur Rabener's Satiren, Zachariä's komische Epopöen und Gellert's Fabeln sein, deren eingängliche Laune ihnen wenigstens so viele Leser damals verschaffte, als ihre makellose Moral. Selbst Gellert nämlich war im Anfange offenbar zu weit größeren Freiheiten hingerissen, als er sich selber später verzieh. Es stritten sich in diesem Kreise, in ihren Charakteren, Gedichten und Schicksalen Freude und Wehmuth ganz eigenthümlich. Was in Haller und Hagedorn mehr auseinanderlag, vereinte sich hier eine Weile gleichsam, um nachher in Klopstock und Wieland sich noch weiter von einander zu entfernen. Der vergnügliche Zirkel der weichen und sanften Freunde trennte sich und dies ließ einen Stachel in jedem Einzelnen zurück, der sich wieder am schärfsten in jener schwer-

36)

Gvan Gvoe Hagedorn!

Da tritt er auf dem Nebenlaube
muthig einher, wie Hyäus Zeus' Sohn!

Mein Herze zittert! Herrschend und ungestüm
hebt mir die Freude durch mein Gebein dahin!

Gvan! mit deinem Weinlaubstabe,
schöne, mit deiner gefüllten Schale!

Ihn deckt als Jüngling eine Lyäerin,
nicht Drypens' Feindin, weißlich mit Neben zu,
und dies war allen Wassertrinkern
wundersam, und die in Thälern wohnen,

in die des Wassers viel von den Hügeln her
stürzt — u. s. w.

Dazu die schon früher angeführte Stelle.

müthigen Ode Klopstock's an Ebert ausspricht. Widrige Schicksale wirkten auf die Gemüther verdunkelnd ein; Schlegel hatte den Tod seines Vaters, bald darauf den Tod seines früh dahingegangenen Bruders Elias, Giseke den seiner Eltern, Cramer den seiner Braut, Klopstock den Verlust seiner ersten Liebe zu betrauern. Dies wurden Klagen für den ganzen Kreis der Freunde. Mit dem Messias zog sich ein elegisch sentimentaler Ton über ganz Deutschland hin, Klopstock versenkte sich immer tiefer in heilige Stimmungen, Cramer ward trüber und sah sogar auf die Satiren seiner Freunde mißbilligend hin, Schlegel folgte, sogar Zacharia griff nach geistlichen Epoden und Ebert übersezte den Young. G. Arnold Schmid's lange nachher erschienenen Gedichte, seine (Klopstockischen) Lieder auf die Geburt des Erlösers (1761) und seine (Wielandischen) Jugendgeschichten des heil. Blasius (1786) zeigen ihn scharf getheilt zwischen diesen beiden Richtungen. Gellert ging von der Fabel zum geistlichen Liede über; seine Heiterkeit war immer eine rührende gewesen, und auch in Gärtner's und Giseke's Frohsinn spielte Ernst und sanfte Schwermuth hinüber. Alles, was die ganze Lyrik dieser Männer kennzeichnet, läßt sich auf diese Momente zurückführen, auf die Freude, die ehemals in ihrem Kreise herrschte, auf die Wehmuth, die ihre Trennung und andere Geschicke, die allgemeine Stimmung in Deutschland oder die hypochondere Anlage der Einzelnen über sie breitete, auf die Freundschaft und die Tugend, die in Beidem, in Leid und Freude ausdauerete.

Allerdings ist gerade das Lyrische, und besonders das heitere Lyrische die Stärke dieser Männer nicht. Ihre gesammten Reimgedichte sind nur veredelte Gelegenheitsgedichte, die dadurch, daß Empfindung in sie eingeht, aus der Reihe der hergebrachten Gottsched'schen heraustreten. Gärtner hatte nur des Mitgehens wegen wenige Gedichte gemacht; Klopstock's Freund, Schmidt, machte nur eine Zeitlang die Gesellschaft zum Dichter; Adolph Schlegel hatte sich von seinem stürmischen Bruder nur so mitreißen lassen, wie er selbst gesteht; auch des Pastors Gottlieb Fuchs (geb. 1722) wenige Gedichte³⁷⁾ sind im Grunde nur interessant, weil sie von einem gewesenen Bauernsohne herrühren. Was bei Allen diesen Leichtereres und Heitereres ist, hat, wie Alles der Art, auch bei Giseke durchaus keinen Werth. Es schien, als ob sich alles Anakreontische und Heitere um Gleim und Uz hätte sammeln wollen, es gedieh in diesem Kreise nicht. Nur der Eine, J. Arnold Ebert (1723—95), machte hier eine Ausnahme, er trat aber auch mehr mit den Hal-

37) Gedichte eines ehemals in Leipzig studirenden Bauers-Sohnes. 1771.

berstädtern in Beziehung und lehnte sich vielfach und unselbständig in seinen lyrischen Werken an. Seine Gedichte, die 1789 von Eschenburg herausgegeben sind, früher zum Theil in Ramler's Anthologie aufgenommen waren, neigen sogleich zu dem Tone der Halberstädter Episteln, der Lessing'schen, hier und da auch der Bofischen Lieder hinüber, und stehen in unserer Leipziger Gesellschaft fremd. Dies machte seine Herkunft aus Hamburg, wo er an feineren Umgang gewöhnt, mit Hagedorn bekannt, schon 1742 Lieder machte, deren freier Ton veranlaßte, daß man ihn von dem Studium der Theologie abschreckte. Ihm allein, dessen scherzhafte Wesen beim Weine den strengen sittlichen Sachsen aufstiel, verdarb die schwermuthsvolle Weisheit seines Young, den er übersetzte, sein fröhliches Herz nicht, wie Klamer Schmidt von ihm rühmt³⁸). So sagt auch Gleim von ihm, er verdiene um seiner heiteren Lieder willen eher ein Monument als Young mit seinen schwarzen Nachtgedanken. Ebert war übrigens nicht Dichter und wollte es nicht sein; Freundschaft und Freude hatten ihn dazu verführt. Er warf sich auf die Prosa, und übersezte den Leonidas von Glover (1737) und Young's Nachtgedanken (1760), und wenn an diesen die Reinheit des Vortrags gerühmt wird, so muß man ja im Auge haben, was damals geleistet ward, und übrigens auch zwischen früheren und späteren Ausgaben unterscheiden. Am allgemeinsten vertritt das Lyrische der Bremer Beiträger Nicol. Dietrich Giseke (eigentlich Köszeghi, aus Ungarn, 1724—65), dessen poetische Werke Gärtner 1767 herausgab. Auch Er war in Hamburg wenigstens erzogen und stand mit Brockes und Hagedorn in Verbindung, rühmt jenen als den, der die Welt glücklicher genießen gelehrt hätte, diesen des Geistes wegen, der in ihm den Dichter und Freund, die deutsche Redlichkeit und den Wig der Franzosen vereint, der ebenderselbe Geist sei, der im Horaz gerühmt wird, der im Sokrates die Wahrheit ergründet, und der uns in Sylvien gefällt. Man merkt schon, wir sind auf Hagedorn's Thema von den Grazien, oder wie dieser noch gleich Hagedorn

38) Werke I, p. 495.

— Mein willig floß es Dir, o Komus, und Dir, o guter Amor,
weit entgegen, und stimmt auch manches Lied an,
das die blühende Nachwelt noch beim Kelchglas
singt und unter dem Löfenspiel der Pfänder,
wenn der jammernde Dritte, kaum durchblättert,
von den Grätern und von den Eschenburgern
der Jahretausende, die noch unterwegs sind,
alterthümlich im morschen Schraut umherstäubt.

schreibt, vom Geschmack. Wie Giseke persönlich seines anmuthigen Umgangs halber bekannt war, so spricht er sich gleich seinen Lehrern gegen Schulpedanterie und die „Eingelenkigkeit der mißlungenen Philosophen“ aus, gegen die Unempfänglichkeit der Mathematiker, die nichts als Reime hören, wenn man ihnen ein bewegliches Lied von der Tugend singt, statt sie zu definiren. Der Geschmack, lehrt er, macht auch den Pansophus galant, und ohne ihn ist selbst der Staatsmann ein Pedant; der Geschmack gibt der Tugend selber etwas, das ihr fehlt; die Freundschaft, die uns Gott hier zum Trost gegeben, empfängt von ihm Lebensanmuth. Wenn erst Geschmack in Deutschland herrschte, so würde Empfindung mehr des Dichters Kunst belohnen und Artigkeit nicht allein in Frankreich zu Hause sein. Noch freilich besingt Giseke diese hellere Weisheit dunkel genug, ungraziös diese Grazie, sein Lied und seine Oden sind noch hölzern, oft sind es bloße Gelegenheitsgedichte. Aber dunkel zeigt sich die Spur jener feineren Empfindsamkeit, die bei Klopstock kühner und deutlicher wird. Sie wagt sich hier nur fern in Liebesliedern an seine Frau zu äußern, die Gärtner noch gleichsam entschuldigen zu müssen glaubt. Erst Klopstock getraute seine Liebe der Welt zu eröffnen, Cramer und seine Radikin wurden in der Zeitschrift, dem Jüngling, nur noch unter den Namen Arist und Irene geschildert; und Giseke, wie deutlich er fühlt, daß Liebe sich gern dem Geschmack und der Dichtung gefelle, will sie zu besingen einem Größeren vorbehalten; seine Muse weiß nicht die Empfindungen zu sagen, die kaum das Herz, das sie fühlt, begreife. Als Schlegel, sagt er, die Liebe Cramer's besang, empfand sein Herz nur die Freundschaft, doch die Schmerzen der Liebe empfand er noch nicht. „Ich aber fühle sie schon die ganze Seele durchwallen.“ Dennoch wird auch bei ihm nur die Empfindung der Freundschaft laut, wie in diesem ganzen Kreise. So haben Gellert und Schlegel und Rabener gesagt, die Freundschaft habe sie zur Dichtung begeistert; so sagt Gellert in Briefen an Rabener: daß Er und Gärtner und die Andern seine Freunde gewesen, soll ihm so gewiß bei der Nachwelt Ehre und Sicherheit seines Geschmacks sein, als es Racine Ehre war, daß Boileau und Moliere seine Freunde gewesen; ihre Periode werde in der deutschen Literatur nicht minder merkwürdig sein, als die des Boileau in der französischen! So sagt Giseke, Gott habe in ihn den Trieb freundschaftlicher Liebe gelegt, und ihn zum Herrn der übrigen Triebe gesetzt. Freundschaft lehrte ihn singen, und der Freunde Beifall ist ihm lieber als der einer Welt; als ihm der Himmel seine Freunde raubte, war es ihm Freude, seine quälende Schwermuth in Klagen zu ergießen, und er labte sich dann an dem

schmerzlichen Rückblick auf die schöne Zeit in Leipzig³⁹⁾. So preist auch Adolph Schlegel jene kurzen Tage des Glücks, ihm für Jahrhunderte von Wollusttaumel nicht feil; auch ihm war die Freundschaft sein Ruhm, sein Glück, aber auch der Quell der herbsten Klagen. Diese Empfindung der Freundschaft regte sich damals im ganzen Geschlechte und ist eine der merkwürdigsten Erscheinungen. Bei Klopstock findet sie bekanntlich fähigere Organe des dichterischen Preises. Bei Gleim stieg das Gefühl der Freundschaft bis zu einer Art Manie; in seinem ganzen Kreise gruppirt sich Alles in Freundespaare, und die Verhältnisse und Briefe von Lange und Pyra, Jacobi und Gleim und Aehnliche sind ihres empfindsamen Anstrichs wegen bekannt genug geworden. Wir haben die Bemerkung nahe liegen, daß ein ganz regelrechter Gang zur Ausbildung feinerer Empfindungen eingeschlagen wird. Brockes hatte für die Reize der todten Natur gestimmt, Hagedorn und Richey für die Anmuth des geselligen Umgangs, Diese fügen das tiefere Glück der Freundschaft hinzu, und machen sie zu ihrer Muse, und Drest und Pyrlades zu ihren Helden. Giseke steht auf der Schwelle, wie wir sehen, um in das Heiligthum der Geschlechtsliebe vorzudringen. Klopstock, werden wir finden, philosophirt förmlich über das Verhältniß dieser und der Freundschaftsliebe, er bleibt gleichsam in dem Vorhof platonischer Frauenliebe stehen, wo sich ihm Wieland in seiner ersten Jugend gesellte. Dieser machte es sich aber eigentlich zur Aufgabe, die Liebe zu singen, und schien der Glücklichere zu sein, den Giseke prophezeite. Er brachte es, wie im Mittelalter geschehen war, wieder dahin, daß die Liebe der Dichter Muse ward, und dies blieb an unseren größten Meistern hängen. Es war dazu eine recht sinnliche Liebe im Anfange, die Göthe und Schiller erst wieder läutern mußten.

Wenn es noch ein Anderes der Freundschaft gibt, in dem die Bremer Beiträger, wie verschieden sie von Charakter sind, fast alle zu-

39) Poetische Werke p. 173.

D wie wünsch ich mir dann nur Einen der vorigen Tage,
 Eine Stunde zurück!
 Nur Ein Lächeln von euch, nur Ein Geschwäge von Freundschaft,
 Einen flüchtigen Scherz!
 Ach zu tief ist in mir der Freundschaft Empfindung gewurzelt,
 Sie mein einziges Glück.
 Ihr Gedächtniß bleibt mir unendlich werther als Alles,
 dann auch, wenn es mich quält.
 Ach der Himmel hat mir zu zeitig Freunde gegeben,
 und mein Herz ist verwöhnt.

sammenstimmen, so ist es die Bekämpfung der Freigeisterei, das Einstehen für christliche Tugend. Dies unterscheidet ihre Moralphoesie, auf der sich Klopstock aufbaute, von der Lebensphilosophie der Epistolographen in Halberstadt, auf deren Höhe Wieland steht. In allen ihren einzelnen Werken, in den Beiträgen, in den vermischten Schriften der Verfasser dieser Beiträge, die 1748—52 die Letzteren fortsetzten, in den vielen Nebenblättern und Wochenschriften, die sich an sie anlehnten, dem Jüngling, dem Freunde, dem Fremden, dem Nordischen Aufseher u. A., die von Giseke, Gronewk, Elias Schlegel, Gramer herausgegeben wurden, ist die Freigeisterei der einzige Gegenstand, über den diese friedfertigen Männer polemisch werden können. Man muß dabei sich erinnern, daß Mehrere unter ihnen, Giseke, Gramer und Schlegel Geistliche waren, daß Andere mit Geistlichen in Verbindung standen, wie denn z. B. Mosheim seinen freundlichen Verhältnissen nach fast mit zu diesem Kreise gezählt werden mußte. Die Sache selbst tritt mit den Dichtungen darüber eben jetzt allmählig heraus in der deutschen Welt. Der prophetische Aberglauben, der noch von Petersen her fort dauerte in den Kindermann, Bengel und Andern, rief jetzt einen Gegenstoß hervor; man nannte einzelne Freigeister, wie Edelmann und Dippel, aber mit Abscheu; man witterte Zweifel und Unglauben, und so war jener Mylius im Rufe eines Freigeistes, obgleich er seiner Zeitschrift nur aus Speculation diesen Titel gegeben hatte. Man merkt aber wohl, daß schon etwas mit dem Namen zu machen war, der sich, seitdem Toland's Buch *christianity not mysterious* (1696) verdammt und der Verfasser verfolgt ward, schnell verbreitet hatte. Wir rücken allmählig auch in die Zeit, wo die Schriften jener freidenkenden Philosophen in England nach Deutschland verpflanzt wurden, wo Heß, Sack, Bamberger den Shaftesbury, Locke, Benson u. A. bekannt machten, wo Spalding selbst (1745) Shaftesbury's *Moralisten* übersezte, wo Michaelis und Semler, von Engländern angeregt, aus der platten Kritik ihrer Vorgänger heraustraten. Schon erregte es großes Bedenken, daß man in Deutschland die gewissten Wahrheiten, das Dasein Gottes u. dergl. als streitige Fragen aufwerfen durfte. Und wie lange, so sah man den großen König von Preußen im Umgang mit Voltaire, wie Gellert schrieb, mit seinem Unglauben triumphiren. Dennoch waren wir bei weitem früher mit den Widerlegern dieser freigeistigen Sekte in England und Frankreich bekannt geworden, als mit den Widerlegten selbst. Wir hatten die Waffen der Boileau und Bernis gebrauchen sehen, wir hatten Polignac und Fenelon, Young und den Spectator übersezt, ehe die Reihe an Hobbes und Locke kam, und es

dauerte bis 1770, ehe Shaftesbury ganz übertragen ward. Die pietistische Theologie hatte sich diesem neuen Geiste mit ihren Glaubensstärkungen entgegengeworfen, allein dies wollte nicht ausreichen. Wie viel fehlte, daß nicht die Rechtgläubigen den Zinzendorf gar wegen seines Umgangs mit Dippel zum Freigeist gemacht hätten! Unsere poetischen Theologen, von denen wir handeln, greifen es ähnlich an. Wenn Jene die Freidenker abgeschreckt meinten von den orthodoxen Spitzfindigkeiten und dafür Nahrung des Herzens boten, so heben diese die Reize der Natur, der Kunst, der menschlichen Bildung, der Philosophie hervor, um zu zeigen, daß alles dies Weltmännische wohl mit Religion und Glauben bestehen könne. Jenes Bequemungssystem beginnt, dem so viele Theologen des vorigen Jahrhunderts huldigten. So hoben Brookes und Giffese die Weisheit der Einrichtungen in Natur und Welt hervor, um sich über den Spinozisten lustig zu machen, der sich und das verächtlichste Gewürm zu einem Theil von Gott macht, und mit dem letzteren einen Theil von Gott zertritt. So hatte schon die Gottsched aus einer ähnlichen Absicht den Spectator übersetzt. Sie fand, daß Viele glaubten, ein großer Geist und ein Freigeist, ein witziger Kopf und ein Religionspötker sei einerlei. Hier macht sie mit tiefsinnigen Weltweisen bekannt, die es für keinen Schimpf halten, Christen zu sein, Leuten, die den feinsten Spott zu Hand haben und doch damit den guten Sitten nicht nahe treten, großen Geistern, die es nicht für Dummheit halten, an die Ewigkeit zu glauben. So hält sich Gellert in den Lehren seiner Fabel und seiner Moral immer eng an Philosophie und Vernunft angeschlossen, immer auf jener Seite der Buttler und Mosheim, die natürliche und offenbarte Religion, Vernunft und Glauben versöhnen, um hinter dieser Duldung die unduldsamsten Sätze gegen die Freidenker, und gegen die Sittenlehre der Heiden, die ihm dicht bei der Starkgeisterei liegt, auszusprechen. Nirgend ist Gellert so feierlich beschwörend, so grell ausmalend, so rücksichtslos ausfallend, als wo er in seinen moralischen Vorlesungen gegen die Deisten zu Feld zieht, die bald Herder in Schutz nimmt, gegen jene Lehren, die uns der Natur folgen, das Leben genießen, den Aberglauben brechen heißen, wie sie sehr bald von Wieland nachdrücklich genug gepredigt wurden. Ganz besonders merkwürdig für unseren Zweck sind aber die Aeußerungen Cramer's im Nordischen Aufseher über die Lektüre der Bibel⁴⁰⁾. Sie scheint ihm in Bezug auf Stil und Geschmack mit allen menschlichen Schriften um den Vorzug zu streiten.

40) Nord. Auf. St. 57.

Wenn, sagt er, die heilige Schrift und besonders die Psalmen und Propheten mit kritischem (d. h. ästhetischem) Geiste untersucht würden, so würde man poetische Schönheiten finden wie in keinem menschlichen Dichter. Eben darum beklagt er, daß so wenige Ausleger derselben Geschmack gehabt haben; wir würden sie von ganz anderen Seiten kennen! Die Freigeister verachteten die Schrift, als wenn sie sie nun als ein Werk des Geschmacks lesen wollten, in welche Bewunderung würde sich ihre Verachtung verwandeln! Betrachteten sie sie blos mit den Augen Longin's, welche Schönheiten würden sie darin entdecken? Er beschäftigte sich zuweilen mit ihr in der Absicht, auch ihre schönen Seiten kennen zu lernen, und er sehe diese Art der Betrachtung als die Andacht des Wises und einer regelmäßigen Einbildung an! Wie viel Vergnügen finde er darin, zu sehen, daß diese Kräfte unserer Seele eben so viel Nahrung darin finden, als Vernunft und Herz! Dies ist das Stichwort, mit dem Klopstock nothwendig auf die Bühne treten mußte; es ist die Ansicht, aus der die ganze wiederbelebte geistliche Dichtung um Klopstock herum betrachtet werden muß. Die Kunst konnte wenig dabei gewinnen; die Religion mußte fast nothwendig dabei verlieren. Man wollte den Freidenkern mit artigen Formen begegnen, und dies eben machte Wieland umkippen vom Christen zum Freigeist; man wollte die Religion zur Leidenschaft machen, und dies bewirkte, daß schwache Protestanten zum Katholicismus übertraten.

Ehe wir aber auf die ernste, feierliche und musikalische Dichtung Klopstock's übergehen, wollen wir der weltlichen und geselligen Moral folgen, die, wie wir sagten, anfänglich in diesem Kreise sich im Gewand des Humors, der Satire, der leichten Laune zeigte, und wir werden dabei finden, wie wenig inneren Halt und Kraft diese heitere Weltansicht unter den Hauptvertretern hatte, um den Anstoß empfindsamer Stimmung von Seiten Klopstock's Widerstand zu leisten. Dieser einen Damm entgegenzustellen, wurden nachher Leute von ganz anderem Charakter erfordert, als sie sich unter diesen fanden. Drei Männer wollen wir an diesem Orte etwas näher betrachten, welche sich mit poetischen Waffen der öffentlichen Moral annahmen, und zwar in den drei damals verwandten Gattungen der Satire, der komischen Epopöe und der Fabel. Wenn damals das Absehen der Poesie überhaupt auf die Moral ging, so war dies ganz besonders in Sachsen eigentlich von jeher der Fall. Man denke nur an Buchner's Theorien, an das Kirchenlied, an die Schulkomödien zurück! man erinnere sich, daß Gottsched seine ganze Theaterreform aus diesem Gesichtspunkte betrieb; und man wird sich

dann nicht wundern, in den Schriften der Rabener, Zacharia und Gellert vor lauter Moral so wenig Dichtung zu finden.

Gottl. Wilh. Rabener (aus Bachau bei Leipzig 1714—71), der satirische und witzige Freund in unserm Kreise, ist nächst Gellert der gelesenste unserer Schriftsteller gewesen, ehe Klopstock erschien. Die Empfehlungen, die von Gellert und Weiße ausgingen, erklären wir uns durch seine Schriften weit weniger, als durch das, was Rühmlisches über seinen edlen, uneigennütigen Charakter und bestechenden Umgang erzählt wird, in dem ihn auch Klopstock kerniger und witziger als in seinen Werken fand. Ramler hat ihm in seiner Einleitung zum *Batteur* ein Lob gespendet, das uns zeigen kann, wie selbst aus dem Kritischsten der damaligen Kritiker Laune und Vorurtheil, nicht eigentlich reines Urtheil sprach. Er nennt Rabener mehr einen lachenden Satiriker, männlich schön in seiner Schreibart, lehrreich in seinem Tadel, ganz unerschöpflich in seinen Erfindungen; er findet eine ganze Gallerie von Bildern und Charakteren in seinem *Swiftischen Testamente*, in der *Chronik* und *Todtenliste*, im deutschen Wörterbuch und ähnlichen Werken. Von allen diesen Ausfagen würde man ungefähr das Gegentheil wahr finden, wenn man sich die Mühe nähme, die Satiren durchzulesen. Was nämlich zuerst die Erfindungen angeht, so berührt sich dies mit der poetischen Ader und mit der Aehnlichkeit Rabener's mit Swift, die so oft ist hervorgehoben und selbst von Herder noch anerkannt worden. Swift selbst pflegt wohl bei denen im größten Ansehen zu stehen, die ihn nicht gelesen haben, dennoch aber muß man anerkennen, daß er seinen Satiren hier und da eine poetische Einkleidung zu geben weiß, die eigentlich bei Rabener ganz fehlt. Nach einem strengen Maasse gemessen, würden seine Satiren ganz außer allem Antheil an Poesie erscheinen, obgleich sie damals neben die Fabel gestellt wurden, und mit dieser als poetische Gattung galten. Ganz aus diesem Gesichtspunkt betrachtet Rabener selbst die Satire als eine praktische Predigt, als ein Beispiel statt der Lehre, als eine Art Fabel also. Und wirklich enthält z. B. eine gewöhnlich unter seinen Schriften ausgezeichnete „Abhandlung *Sancho Pansa's* von Sprichwörtern“ solche satirische Exempel, Beispiele nach dem alten Gattungsnamen, die ganz auf einer Linie mit den Gellertschen Fabeln liegen, nur daß etwas Beleidigendes darin ist, Sprichwörter durch ironische Sophistik verdreht zu sehen, die grade der gesunde Menschenverstand geheilligt hat. Auf poetische Würze also muß man in seinen Satiren ganz verzichten. Er ist auch in allen seinen ästhetischen Urtheilen ein guter phantastischer und poetloser Gottschedianer; er mag von Klopstock's

Messias nichts hören, und nichts von Densprache und Versart. Ein Ausdruck Cramer's: „sie schläft zu Gott hin“ betäubte ihn. Kann ich dahin schlafen, schrieb er Cramer'n selbst, so kann ich auch einher wachen. Alle seine Freunde und Biographen haben seine pünktliche Praxis und geschickte Amtsführung ausgezeichnet; ein guter Geschäftsmann aber ist selten ein guter Poet. Wir müssen es Rabener'n Dank wissen, daß ihm eben seine geschäftliche Stellung so viel Selbstgefühl gab, sich nicht zum Lustigmacher mehr gebrauchen zu lassen, wenn sie auch den Werth seiner Schriften sollte bedeutend Eintrag gethan haben. Er schrieb in einer glatten Geschäftsprose, die reich an Formeln und leer an Gedanken ist, und sich also sehr gut, wie Gefner's Idyllen und Aehnliches, für Fremde zum Erlernen der deutschen Sprache eignet. Es fehlt ihm an der Verstandestiefe und der Phantastie, die allein die grade Ironie, deren er sich stets bedient, erträglich machen kann. Wenn man nicht die Ironie bis an die Grenze des Ernstes treiben kann, so weiß man jedesmal beim Anfang schon das Ende, zumal wenn der Schreiber so phantastelos ist, wie Rabener, und sich so wenig getraut. Denn von aller Kühnheit und Schärfe ist seine Satire völlig entblößt, und von der Männlichkeit, die Kamler an ihm rühmt, ist seine Schreibart nicht nur, sondern auch ihr ganzer Inhalt das grade Gegentheil. Es ist der gereinigte Stil der Wochenschriften, deutlich und bequem für die Leser jener Zeit, die nicht viel vertragen; für uns bis zum Ueberdruß breit und langweilig. Nur das Publikum, das von Gellert's Fabeln begeistert ward, konnte sich an Rabener's Satiren erquicken. Auch die Gegenstände sind wie der Stil dem Inhalt der Wochenschriften gleich. Für heutige Leser, die den Inhalt der zwei ersten Bände von Rabener's Satiren⁴¹⁾ aufschlagen, sind gleich die Titel sättigend. Ueber Vortrefflichkeit der Gratulations schreiben; eine Lobschrift auf ein Schooschündchen; auf die geplagten Männer u. dergl., dies sind die erbaulichen Aufgaben der Rabener'schen Satire. Man schlage die freundschaftlichen Briefe auf, welche unsäglich läppische Ländeleien mit wie viel Selbstgefälligkeit und Wohlgefallen an der eignen Laune vorgetragen! Die satirischen Briefe im dritten Theile sind immer als das Vorzüglichste herausgehoben worden! Aber in welchem Kreise des Witzes dreht sich auch hier der Satiriker herum! Ein roher Adliger sucht einen wohlfeilen Hofmeister, das Kammermädchen empfiehlt den ihr tauglichen; eine Pfarrerswitwe sucht einen tüchtigen Candidaten zu fördern; ein Richter soll bestochen werden und

41) Samml. sat. Schriften. 1751. 54. 4 Theile.

so fort. Es ist wahr, die Gesellschaft litt damals an solchen Uebeln, und es mag immerhin nicht ganz ohne Nutzen gewesen sein, daß man so vielen Scherz nicht allein auf Laster, sondern auch auf gesellige Thorheiten, und schlechte Gewöhnungen, auf Modenarren und lächerliche Gelehrte und Adlige ausgoß. Allein es zeigt eine große Unkenntniß der Menschen, wenn sich der Satiriker an dem großen Gebäude der Thorheit diese kleinen vorspringenden Ecken sucht, um sie glatt zu reiben. Rabener, Zachariä und Gellert haben die Pedanterien der Zeit, auf die sich ihre Laune wirft, nicht vertilgt; sie fielen aber von selbst, als die Freiheitsjugend der 70 Jahre den ganzen Bau untergrub und stürmte. Man rühmte an Rabener, daß ihm sein Amt Kenntniß der Menschen verschafft habe. Aber ihm konnten die ärmlichen Provinzialsitten der Landpfarrer und Landadligen in Meissen gleichgültig sein, wenn er nur Kenntniß der Zeit und der Nation hatte, um sich gegen jene größeren und momentanen Uebel zu wenden, die den Entwicklungsgang der Zeit hemmten, statt auf die kleinlichen aber dauernden der Gesellschaft, die, aller Satire zum Trog, zu jeder Zeit, nur unter andern Formen, dasein werden und müssen. Jenes that Viscow, und durch Leute seines Schlages und auf seinem Wege ward es besser, nicht durch Rabener und die ihm ähnlich waren. Dazu eben hatten ihn die kleinen Umgebungen und Verhältnisse, in denen er sich sah, zu gedrückt gehalten. Der Satiriker hat die Entfernung von Einfalt, den Widerspruch der Kultur mit der Natur, der Wirklichkeit mit dem Ideal zum Gegenstande; Niemand hat so sehr mit der gemeinen Wirklichkeit zu verkehren, in Niemandem sollte daher der Gegensatz des Ideals größer und schärfer hervortreten. Davon ist aber bei Rabener gar nicht zu reden; eben jene engen Verhältnisse haben ihn dazu schon viel zu ängstlich gemacht. Sein Wahrheitseifer ging nicht weit genug, daß er mit seinen Satiren hätte zum Märtyrer werden mögen; er wollte anfangs, gläubiger an die Kunst der Satire als Haller, so mancherlei Thorheiten heilen in seinem Volke; an jene Thorheiten aber, keinen Spas verstehen zu wollen, mochte er kaum einen Federstrich setzen. Nachdem er in Erfahrung gebracht, daß man Persönlichkeiten in seinen Satiren und Schlüssel zu seinen Geheimnissen suchte, spottete er zwar noch in dem Märchen vom 1. April (4r Th.) dieser Manie, allein er verschwor zugleich noch weitere Satiren drucken zu lassen. Wie er es den Lesern bequem machte, so wollte er es auch gern als Schreiber bequem haben. In Deutschland, klagte er, dürfte man keinem Dorfschulmeister die Wahrheit sagen, die man in England jedem Erzbischofe sagen dürfe! Meint er ungerügt? Auf die Gefahr hin wie

der verfolgt zu werden, durfte er es aber in Deutschland auch! Selbst Gellert, der gewiß nicht zu viel Schärfe liebte, hat es gesagt, daß die Satire viel zu enge Grenzen habe, wenn sie sich nur mit den Fehlern des bürgerlichen Lebens beschäftigen sollte: die Thorheiten der Großen machten beredter als die Narrheiten der Niedrigen. Allein Rabener, der eine eigne Abhandlung über den Mißbrauch der Satire seinen Schriften als Vorbericht vorausschickte, lehnte es ab, sich an die Narren der Paläste und Vorzimmer wagen zu wollen; sie sind ihm zu gefährlich! Er unterdrückt einen Stoff „der allzeit fertige Bankerutierer“, den er unter der Feder hat, weil es etliche „Excellenzen ungnädig vermerken könnten!“ Ueber Fürsten und Obere zu spotten, ist ihm ein Frevel! wenn ein Geistlicher oder Schulmann unter die Geißel der Satire fällt, erschrickt er! nur über den Kurialstil zu spotten, hält der loyale Mann für unrecht!! Und so waren ihm jene bibelfesten Lustigmacher ein Greuel, jener Gottl. Richter aus Nürnberg u. A., die den Stil der heiligen Schrift auf allerhand neuere Geschichten und Chroniken übertrugen und damit zu belustigen suchten. Es versteht sich von selbst, daß er persönliche Satire nicht zuläßt, da doch der Satiriker mit Luftgebilden sichts, wenn er Thorheiten schlagen will und nicht seine Hiebe auf den leibhaftigen Thoren fallen läßt. Bei so viel Aengstlichkeit also war es freilich nicht möglich Satiren zu schreiben. Will man übrigens unparteiisch richten, so kann man Rabener auch vielfach entschuldigen. Die Sättigung an den Streitschriften unter Gottsched, die Friedfertigkeit seiner ganzen Umgebung hielt ihn so zahm; seine Freunde vertrugen es gar nicht anders. Wenn er auf die Poeten stichelte, so tadelte ihn Gellert, wenn er über Ränke sprach, so hatte Gärtner etwas dagegen, wenn es über die Geistlichen herging, Cramer, und so Jeder über Jedes. Was sollte er nun schreiben? Wie wenig vertrug die Zeit und das Volk Satire, das sie so nöthig hatte! Welche Empörung machten noch in so später Zeit die Kenien, die von so hochgeachteten Männern ausgegangen waren? Klop zog sich bald nach Rabener in seinen mores eruditorum und im genius seculi wieder in die lateinische Sprache zurück, und in ihr hinter versteckten Spott! Noch hat Rabener zu klagen, daß Viele immer Satire und Pasquill verwechselten, daß andere aus Heuchelei und schlechten Sitten gegen alle Satire schrieen. Andere verstanden die Ironie nicht, die müßte man wieder in die Schule schicken; Andere vertrügen sie aus Traurigkeit und Engbrüstigkeit nicht, denen wisse er nicht zu helfen, vielleicht wisse es sein Barbier. Wie weit aber diese Engbrüstigkeit ging, zeigte die Aufnahme jenes bekannten Briefes an Ferber, worin Rabener

(übrigens vier Wochen nach dem Vorfall) in scherzhaftem und selbst muthwilligem Tone erzählte, wie sein Haus abgebrannt sei mit seinen Schriften, und wie er es mit Gelassenheit und ohne eine unruhige Minute habe brennen sehen. Dieser Brief ward damals von den Händefaltenden vielfach zu seinem Nachtheil gedeutet. Wer begreift es! Göthe fand sich daher bewogen, grade dieses Briefes wegen und grade mit einer frommen Händefaltung Rabenern „als einen Heiligen allen denjenigen heiteren, verständigen, in die irdischen Ereignisse froh ergebenen Menschen zur Verehrung“ zu empfehlen! Wer begreift auch dies? Wie sehr übrigens auch unter den männlicheren Lesern jener Tage in den 50er und 60er Jahren durch die empfindsame und sanfte Stimmung der Zeit die Verweichlichung und die Scheu vor strenger Satire durchgedrungen war, können uns, zur weiteren Entschuldigung Rabener's, die Literaturbriefe lehren. Sie bevorzugen weit den schalkhaften und naiven Horaz vor dem strengen Juvenal! sie empfehlen Lafontaine und Gellert dieser sanfteren horazischen Manier wegen! von so gutmüthigen Männern in so unschuldigen Formen, wie die Fabeln waren, ertrug sich allensfalls ein sanfter Streich. Ganz neu nennt man dort den Satiriker seinem Temperament nach *cupidum pacis*, und erklärt sich geradezu gegen alles schonungslose Entlarven. Das heißt denn freilich verlangen, der Satiriker solle als ein Schaf im Wolfskleide einhergehen, und noch dazu mehr als die Dhyen herausstrecken, um ja nicht zu plötzlichen Schrecken einzujagen.

Das Verhältniß Rabener's und seiner Schriften zu der Gesellschaft kündigt schon jene große Weichlichkeit an, die nachher freien Spielraum für die Kraftgenies öffnete, bei deren Auftreten diese Lieblinge in einem großen Theil der Nation veralteten und abhängig wurden, und dem Einzug der Empfindsamkeit alle Thore öffnete. Noch weit deutlicher aber blicken wir auf diesen schwächlichen Charakter der Zeit in Gellert, dessen Schriften nicht allein, sondern auch dessen Beispiel und persönliches Wirken ungemeinen Eingang in die Nation fanden. Bei ihm müssen wir daher einen Blick auf seine Lebensweise⁴²⁾ werfen, was wir überall nur da thun, wo uns persönliche Verhältnisse gleich charakteristisch und wichtig zur Aufklärung der Zeiten erscheinen, wie die Schriften selbst. Christian Fürchtegott Gellert (aus Haynichen 1715—69) war auf der Schule in jenen drückenden und engen Verhältnissen, die bei unseren Vätern so langehin jeden freien Ausschlag im Keime er-

42) Vergl. Gellert's Leben von J. A. Cramer. 1774.

stiften. Die Schule unterdrückte den besten Theil seiner Jugendfreude; der Hofmeister gewöhnte ihn an Bedientendienste und an so viel Ehrfurcht, daß er später noch seine Strenge pries; die Noth zwang ihn, Kaufbriefe, Dokumente, und gerichtliche Akten abzuschreiben, was ihm frühe den artigen Kanzleistil einübte, dessen er sich auch in Privatbriefen bediente. Auf der Fürstenschule in Meissen machten Günther's Gedichte vorübergehend einen Eindruck auf ihn. Darauf blickte er später wie auf ein Verbrechen zurück. Sie hätten einen feuerspeienden Aetna aus ihm gemacht, der alle umherliegenden gesunden Gegenden verheert habe! Schon bei seinen Studien in Leipzig aber war dieser gefährliche Gang völlig unterdrückt. Hypochondrie und Kränklichkeit wiesen ihn frühe zu einer Religiosität hin, die ganz ohne alle fremde Einmischungen, selbst in Gellert's Sinne ängstlich und peinlich genannt werden muß, weil er abwechselnd einmal so viel Trost darin fand und so viel Stolz hineinsetzte, daß er den Vorwurf eines Mißsüchtigen und Abergläubigen, den ihm die Spötter machten, als den erhabensten Lobspruch aufnimmt, ein andermal aber den Gedanken schrecklich findet, daß uns die Religion das Vergnügen des Lebens rauben sollte, und doch selbst dabei eingestehen muß, daß ihm die Hypochondrie den rechtmäßigen Antheil am geselligen Leben entzöge. In hellen Augenblicken beschuldigte er sich selbst einer finstern Ernsthaftigkeit und Schwermuth, die die Frucht eines stichen Körpers und schweren Blutes sei, und einer leichtsinnigen Eilfertigkeit im Wohlthun, die aus Trägheit und Weichlichkeit entstehe. Statt daß ihn aber diese Beobachtung hätte von seinem Ascetismus zurückschrecken sollen, so arbeitete er sich, wie aus seinem Tagebuche hervorgeht, in eine strenge Achtsamkeit auf jede Empfindung hinein, verkümmerte sich mit Andachtsübungen auch seine guten Stunden, in denen er grade „ganz Empfindung der Religion zu werden“ sucht; er steigerte dann seine Begierde nach einem stets stärkeren Maaße andächtiger Gefühle, schrieb seinen Mangel daran nicht mehr der Krankheit, sondern der menschlichen Gleichgültigkeit zu, klagte sich des Unglaubens, der Erstorbenheit des Herzens, der Eitelkeit an, und quälte sich mit dem Zweifel, ob er nicht das Gute aus Verlangen nach dem Scheine thäte! Grade, weil in diesem letzten seinen Vorwürfe einiges Wahre lag, mochte dies für ihn ein weiterer Antrieb sein, sich aus übertriebener Gewissenhaftigkeit so strenge zu verfolgen. Ein feiner Ehrgeiz barg sich in dem bescheidenen Mann; er ward zwar züchtig roth, wenn man ihn lobte, aber er hörte es gerne; als ihm ein Sinngedicht zu Gesicht kam, das Kleist bei einer falschen Nachricht von seinem Tode machte, und das mit den Worten schloß:

„die Erde weinte, der Himmel freute sich“, erschrak er und zitterte in einer Mischung von Angstlichkeit und Freude. Er hat die Eigenschaft mancher eifrigen Christen, daß er sich seiner Tugend rühmt; in seinen schönsten Handlungen ist der Zug nicht angenehm, daß er zu sehr mit Bewußtsein darauf ausgeht, daß sie sich nicht immer als freies Ergehen einer Kraft äußern, die in ihrer bloßen Thätigkeit vergnügt ist ohne Rücksicht auf ihre Wirkungen. Er war ein moralischer Enthusiast, er ging auf Seelenrettungen aus, die, wo sie ohne sehr rechtfertigende Gründe bezweckt sind, mir nicht viel mehr Werth zu haben scheinen, als die Missionsbefehlungen. Sogar in seine geistlichen Lieder ging der Ausdruck der Freude über solche Rettungen ein⁴³). Verwandt mit diesem Scheine eines moralischen Propagandismus ist der ästhetische Anstrich, der über seine Schriften und besonders die Briefe (1751) gebreitet ist. Pope's Briefe waren damals erschienen, die er, wie Johnson sagt, immer mit seinem Ruhm vor Augen geschrieben; wenn auch dies gerade nicht bei Gellert der Fall war, so doch, daß er die seinigen mit dem Streben nach Richtigkeit und nach jener Wohlständigkeit und Eleganz schrieb, die die Franzosen, die Voltaire nicht allein besitzen sollten. Wie Gottsched's Poesieen gegen Lohenstein gerichtet waren, so stehen Gellert's Briefe gegen Balzac's und Voiture's; Richardson ist sein Muster. Wenn man aus diesen Briefen auf Gellert's Leben schließen sollte, so würde man so weit fehl gehen, als sie ihrem Geiste nach von seinem Tagebuche entfernt lagen. In diesem spricht immer der geängstete Geist, in jenen der seine Hofmeister, der mit anständiger Würde von Freundschaft, Liebe und allen Herzensempfindungen redet, und der den Kitzel spürt den Weltmann zu spielen. Man würde nach diesen Briefen schließen, sein Leben und Umgang müsse nach Richardson's Romanen und Addison's Spectator gefärbt sein, wo man sich einen sittlichen Scherz noch erlaubte, nach seinem Tagebuche aber müßte er die Young'schen Nachtgedanken durchlebt haben. Wirklich versichern seine Freunde, daß er nach außen sein liebreiches Wesen bei seiner Strenge gegen sich selbst beibehalten habe. Auch hier verschuldete nicht Er, nicht seine Krankheit Alles, sondern Vieles auch das damalige Geschlecht. Wie lange war es her, daß

43) Da ruft — o möchte Gott es geben,
vielleicht auch mir ein Sel'ger zu:
Heil sei dir, denn du hast mein Leben,
die Seele mir gerettet, du!
O Gott, wie muß dies Glück erfreun,
der Retter einer Seele sein.

Carpzov den frommen Spener einen Spinozisten genannt hatte! es fehlte gar nicht viel, daß andere Eiferer den guten Gellert zum Freigeist machten! Er hatte in den 40er Jahren einige Lustspiele, darunter die Betschwester, geschrieben, man fand sie anstößig. Wenn man Vergrößerungsgläser brauchen will, so kann man wohl einige kleine Freiheiten in Gellert's Schriften finden; die Stiche auf die Platonische Liebe in dem Leben der schwedischen Gräfin, die ästhetisch-moralische Duldsamkeit und das milde Licht, in dem dort Verbrechen aus Liebe und Reue gezeigt werden, könnten weit eher als die Lustspiele dahin gehören. Allein wie begreift man, daß es damals Leute geben konnte, die in Briefen an Gellert die Redlichkeit seiner Gesinnungen angriffen, die das Wort Betschwester schon eine Sünde nannten, weil der Begriff des Gebets dadurch verunehrt würde, die ihn aufforderten alles Anstößige in den Lustspielen zu tilgen, die darin die Zärtlichkeit der Liebe zu einnehmend und schlüpfrig beschrieben fanden! Und dies noch im Jahre 1768, nachdem Wieland schon lange aufgetreten war! Bei solchen Angriffen konnte er feierlich den Wig verdammen, den er gegen die Religion angewandt habe, und übrigens auch ernstlich untröstlich werden. Daher denn waffnete er sich so eifrig in die schwerste Rüstung des Glaubens, um auch jeden gefährlichsten Feind zu bestehen. Schon auf der Universität begann es, daß er seinen Haß gegen die Alten einsog, den er nachher in seinen moralischen Vorlesungen (1771) aussprach. Er verwarf ihre Philosophie als gefährlich, weil sie stolz mache, weil sie ihre Ausbildung auf die eigne menschliche Kraft gründe, weil sie das Herz lehrt, auf eigne Hand fromm zu werden und sich selbst eine Tugend zu geben, weil sie in ihrem schläfrigen Vortrage gegen die Religion gleichgültig mache, dem Geiſt Gottes nicht die Ehre lasse, unser Herz zu ändern, um selbst diese Ehre zu verdienen! Diese natürliche Sittenlehre gebot ihm keine Feindesliebe, keine Demuth, kein Gebet, nicht Buße und Glauben, nicht alles Gute zu Ehren Gottes zu thun. Und dies waren ihm eben die theuersten Pflichten! So mußte es ihm wohl ein Gräuel sein, daß Aristoteles die Sanftmuth für Gemüthschwachheit erklärte, und Geduld bei Beleidigungen für etwas Sklavenartiges. Wie Schade, daß dieser Mann so ohne Saft und Kraft war, der ein Volkslehrer ward wie lange keiner! Wie hätte er wirken können, wenn etwas von jener Luther'schen Kraft in ihm gewesen wäre! statt daß er nun eine schläfrige Tugend lehrte, der die höfliche Sitte neuen Werth zufügen sollte, Moralvorlesungen hielt in halb schöngeistiger und halber Kanzelrede, brieflichen Rath erteilte an hysterische Frauenzimmer, denen die Clarissa im Kopfe

spunkte⁴⁴). Er hatte mit seinen Lustspielen zuerst, besonders aber mit seinen Fabeln, später mit seinen geistlichen Liedern eine ungeheure Wirkung gemacht. Alles was er schrieb, war durchaus für die mittlere Sphäre des bürgerlichen Lebens bestimmt, auf die damals am entschiedensten zu wirken war. So treiben sich seine Lustspiele in diesen Kreisen herum wie Rabener's Satiren; seine Fabeln wandten sich von den Gelehrten weg zu den Mittelteuten von gesundem Verstande, deren Fähigkeiten seiner Erzählungsweise grade angemessen war. Dorthin waren seine Briefe gerichtet, sein bürgerlicher Roman, seine moralischen Gedichte, die sich überall in der genauen Mitte zwischen Christenthum und Vernunftmoral bewegen, dorthin auch seine geistlichen Lieder, die in Schule und Kirche ein gutes Theil älterer ganz verdrängten, eben weil sie so schön auf ein dürftiges Maß der Einsicht angepasst waren. Mit dieser Faßlichkeit und Popularität, der eingänglichen Ausbildung gangbarer Ideen, der nachgiebigen Zubereitung für Jugend und Frauen, der zarten Rücksicht auf allen Anstand senkte er sich in Haus und Schule so tief ein, wie kein anderer Schriftsteller. Mit dieser weitverbreiteten Wirksamkeit seiner Schriften wetteifert die persönliche an der Hochschule. Er las über Dichtung, Beredsamkeit und Moral, verband mit seinen Vorlesungen stilistische Uebungen, sammelte ein ungeheures Auditorium um sich, das er schonend und aufmunternd behandelte, dem er Freund sein wollte. Er ließ sich Poesien, Briefe, Reden, Abhandlungen geben, las davon anonym vor was ihm gefiel, und kritisirte mit Bescheidenheit und Sorgfalt. Alles was er sprach, war höchst genau ausgearbeitet, er gab sich also nie eine Blöße, seine rührende Stimme, seine herzliche Meinung verbreitete Spannung, Theilnahme und wahre Ehrfurcht und Liebe. Geschah irgendwo eine Ausgelassenheit, so straste er öffentlich und er durfte starke Rügen wagen; er setzte sich mit den Eltern der Studirenden in Briefwechsel, und war ein Sitten-Censor und Ephorus im ganzen Sinne des Worts. Daher drängte sich Alles, was auf gute und auf seine Sitte hielt, nach Leipzig, und in seine moralischen Vorlesungen, Militär und Adel, Bürger und Student. Jeder wollte von ihm Rath haben, und er schrieb an Jeden wie ein Beichtiger und geistlicher Vater. Er bildete und empfahl alle Hauslehrer, er war der Großhofmeister der der ganzen Nation. Wenn noch heutzutage ein solcher Mann an einer Universität lehrte, wie würde man gern seine Söhne zu ihm in sichere Hut schicken! Was Wunder, daß damals Fürsten und Feldweibel,

44) Man sehe in den Neuen Briefen hrsg. v. A. Schlegel und Heyne.

Bauern und Barone, Militärs und Mägde sich an ihn drängten mit Dank, mit Lohn, mit Ehren; daß man ihm Pensionen und Geldschen- kungen anonym überall her zuschickte; daß ihm Oestreich das Land öffnete und ein böhmischer Geistlicher um seines wahren Seelenheils willen ihn katholisch machen wollte. Wenn er sich in Karlsbad sehen ließ, war er von hohem und niederm Adel wie belagert. In seiner letzten Krankheit gingen tägliche Stafetten nach Dresden; nach seinem Grabe geschahen Wallfahrten, die der Leipziger Magistrat verbieten mußte, eine Sammlung von Gedichten erschien auf seinen Tod, den ganz Deutsch- land beweinte. Wenn diese öffentliche Theilnahme für seine Person und zeitgemäße Art seiner Wirksamkeit spricht, so thun es noch mehr die Ur- theile der allerverschiedensten Männer unter Freund und Feind. Daß ihm Weiße nachsang, es sei in Deutschland über ihn kein Tadel, Ein Lob, Ein Leser und kein Richter; daß ihm Rabener unter Bethuerungen, er könne nicht schmeicheln, seine Lieder als Wunderwerke rühmte, daß Cronegk nicht an ihn denken konnte ohne zu weinen, dies ließ sich er- warten. Aber haben nicht die leichtfertigen Halberstädter ihm rührende Nekrologe geschrieben?⁴⁵⁾ hat nicht auch Wieland ihn sein Mignon ge- nannt, und seine naive Annehmlichkeit, seinen natürlichen Witz, seine einfältige Sprache der Erzählungen gepriesen? hat sich nicht Göthe in der freigeistigsten Zeit seiner Jugend des Fabeldichters angenommen gegen die Stürmer des alten Parnasses? hat nicht sogar Lessing, in dem Gellert etwas vom Pferdefuß witterte, als er in Leipzig studirte, in sei- nen Briefen schöne Natur, Gesinnung und Gefühl, Lebenswürdigkeit und alles Edle anerkannt? Wo solche Stimmen zeugen, da muß der spä- tere Geschichtschreiber, der ein Verhältniß zwischen seiner Zeit und jener, seinem Charakter und diesem schwerer finden kann, vorsichtig schweigen.

45) Klamers-Schmidt sagt von Gellert's Bild sehr schön (Werke I, 471):

Dies sind die abgehärmten Wangen,
auf welchen nie ein Morgenroth
von leidenschaftlichem Verlangen
und froher Thorheit ausgegangen.
Dies ist die Miene, die den Lob
als einen lieben Gast empfangen.
Sein hohles Geisterauge liegt
tief in dem warnenden Gesichte,
erzählt des Herzens rührende Geschichte,
spricht Engeltoleranz und rügt
die Laster mehr durch eine weiche Zähre,
als Rabner oder Swift durch feingedrehten Spott.

Wir reden an dieser Stelle blos von Gellert's Fabeln; seiner Lustspiele und Kirchenlieder gedenken wir mit wenigen Worten noch an anderen Stellen. Es ist billig, daß die Summe seines Wesens und Wirkens da gezogen wird, wo von seinen Fabeln die Rede ist, denn diese haben ihm den großen Eingang in die Nation vorzüglich verschafft. Die Fabeln sind zugleich die Lieblingsgattung der Bremer Beiträger, die von A. Schlegel, Giseke, Ebert und Zacharia auch versucht wurde, und mit der man einmal einen ganzen Band der Beiträge zu füllen dachte, was sich aber zerschlug. Sie drängen zugleich der Zeit nach in die 40er Jahre zusammen, wo kurz vorher Hagedorn sein folgereiches Beispiel gegeben, und die Züricher ihre Theorie aufgestellt hatten, die wir vorher anführten. Wenn Hagedorn in dieser Gattung sich fortgeübt hätte, so ist es kein Zweifel, daß Er die großen Wirkungen vorweggenommen hätte, die nach ihm Gellert machte, und daß Er in die Mitte der großen Gruppe von Fabeldichtern gestellt werden müßte, auf welchem Platze wir so eben Gellert betrachten wollen. Um zu überzeugen, welche eine zeitgemäße Gattung Gellert mit seiner Praxis, die Schweizer mit ihrer Theorie in der Fabel ergriffen, wollen wir einen Blick auf die Geschichte ihrer Wiedergeburt werfen. Sie hatte im ganzen 17. Jahrhundert, wie wir häufig bemerkten, ganz gefehlt. Nur in Nürnberg hatte eine Art kleiner Allegorien oder Parabeln ihre Stelle vertreten. Dasselbe Bestreben nach poetischer Erfindung hatte damals auf die Allegorie geführt, das jetzt auf die Fabel führte, und diese letztere ging theils aus dieser Gattung theils aus den bisherigen apophthegmatischen Sammlungen, die an die Stelle der Fabel andere Beispiele gesetzt hatten. In den Jahren 1679. 86. 96. erschienen in Ulm unter dem Titel „Lust- und lehrreiche Sittenstücke“ 150 äsopische Fabeln in Prosa von Zacharias Hermann, der zu den benachbarten Nürnbergern in inneren wenn nicht selbst äußeren Beziehungen stand. Die beigegebenen Kupfer stellen seine Arbeit mit den emblematischen Werken der Pegnitzer in Verbindung; in den breiten Lehren aber, die dem Verfasser bei weitem die Hauptsache sind und gelegentlich zu kleinen Abhandlungen anwachsen, steht man mitten in der Apophthegmenliteratur, zu der auch Hermann ein besonderes Werk ein „historisches Blumengebüsch“ steuerte. Die Lehren sind nämlich voll neuer, erläuternder Anekdoten und Beispiele; so daß, wenn diese Anekdotensammlungen nach Alberus und Waldis die Fabel verschlungen hatten, sie hier mitten wie aus einer solchen Sammlung wieder hervorgeht. Einer andern Spur der erneuerten Fabel begegnen wir entfernter von Nürnberg. Der Rector Justus Gottfr. Rabener in Meissen, der Groß-

vater unsers Satirikers († 1699) gab schon 1691 nützliche Lehrgedichte heraus, die an Harsdörfer und Andrea erinnern, und mehr Allegorisches als Apologisches enthalten. Ein Pastor Chr. Andr. Roth erschien (Frankf. 1698) mit Lehrgedichten, von der Parabel in der Bibel ange-regt, bekannt mit Aesop und Reineke Fuchs, die jedoch nicht einwirkten auf seine Fabeln. Es sind dies dürftige Parabeln, die mit einem ge-reimten Verschen oder Bibelsprüchlein schließen, in höchst läppischem Märchentone, nach Manier unserer heutigen Kinderbücher, vorgetra-gen⁴⁶⁾. Hier sieht man in der That die Fabel in den Kinderwindeln wie-der ganz neu geboren. In den ersten Jahren des 18. Jahrhunderts fing sich nun schon alles an zu dieser jungen Creatur väterlich hinzuneigen. Scherz fing 1704 an mit altdeutschen Fabeln bekannt zu machen; 1703 ward Aesop von Hartnock übersetzt, 1712 Phädrus in Versen von Me-lander (mythologia paraenetica); einzelne Dichter wie Caniz, König, Mencke und Andere versuchten sich schon an einzelnen Stücken, die zum Theil wie bei Hanke übersetzt waren, bei Mencke aber (1710) von eigen-er Erfindung. Auch hier tragen sie aber sogleich allegorisch-satirischen Charakter. Hunold hatte einen besonderen Hang zu Fabeln und soll auch, nach Mencke, eine nette Uebersetzung des Lafontaine in der Arbeit ge-habt haben, die aber nicht gedruckt zu sein scheint. Alles dies ging un-bemerkt verloren, bis 1717 Aesop's Fabeln von J. Fr. Niederer in deutschen Reimen erschienen. Eben dies ist ein Nürnberger, einer jener Emblematischer, der sich mit Erfindung von artigen Münzen und kabba-listischen Buchstabenpielen abgab, Paragrammata auf gekrönte Häupter machte, auch (wie Hermann sein Blumengebüsch) ein poetisches Scherz-kabinet herausgab, in welchem Geschichtchen und Schwänke erzählt wa-ren, noch abgetrennt von der Fabel. Hier läuft dieser unser neuer An-kömmling schon in der Kutte herum, und hat aus Hans Sachs (in kur-zen Strophen und vierfüßigen Jamben) zu reden gelernt. Diese Fabeln machten nicht ihres Werthes, sondern ihrer altmodischen Art wegen auf-merksam; sie sind oft gar zu drollig und man trug einzelne Stellen dar-aus lange Jahre zur Kurzweil im Munde herum. Hier sehen wir die Fabel also noch ganz sich selbst überlassen, aber es schien doch auch hier deutlich, daß unsre Poesie durchaus und in allen Stücken durch fremde Hülfe erzogen werden mußte. Man fand bald, daß sie sich bei Niederer

46) Die erste Parabel lautet so: Jenes fromme Kind setzte sich auf einen schönen schönen Berg, da that sich der liebe Himmel weit weit auf, daß das fromme Kind hinein schauen konnte; es kam auch ein schön schön Engelchen vom Himmel, der führte das Kind bei die anderen vielen vielen schönen Engelchen u. s. f.

gar zu poffenhafte Böbelsprache angewöhnte und man dachte auf eine anständige Erziehung. Die bloße klassische Schule wollte nichts verfangen; Aesop ward vor Gellert's Erscheinung noch zweimal übersezt ohne Erfolge. Man sah sich nach französischen Gouvernanten um, und fand ihrer zwei, La Motte und Lafontaine. Besonders Brockes gewöhnte mit Uebersetzungen an den ersteren, der endlich 1736 in Hirschberg ganz übersezt herauskam. Es hatte vorher, dies sieht man deutlich, durchaus nicht mit der Fabel fortgewollt; 1732 erschien noch jener Hennynt de Han von Casp. Fr. Renner (1692—1772), der den Reineke nachahmte und sich langhin mit Glück für ein Gedicht des 16. Jahrhunderts ausgab. Renner kümmerte sich um die Aufdeckung altdeutscher Gedichte, und hat auch die Wilsbeckin übersezt; es schien dies also ein Versuch, als ob auf dem originalen deutschen Wege auch noch einmal das Thier-Mährchen belebt werden sollte, allein die dürftige Erzählung, und dagegen die breiten Anekdoten und jene gelehrte mythologische Ursprungsgeschichte vom Hahn u. dgl. lehrten wohl, daß dafür keine Zeit mehr war. So wie dagegen jene Franzosen eingedrungen waren, da kam Alles auf Einmal! Diese Fabulisten überschwemmt die ganze Welt, wie das französische Drama auch; in Frankreich selbst, in England und so in Deutschland ward die Zahl ihrer Nachahmer Legion! Zwei Jahre nach dem übersezten La Motte (1738) erschienen auf Einen Schlag die Neuen Fabeln von Stoppe in Breslau und die Fabeln und Erzählungen von Hagedorn. Was Frankreich in vielen Jahren erlebt, triumphirte man sogleich, das brachte uns Eine Messe! Stoppe war unser La Motte, denn er hatte lauter neue Erfindungen, Hagedorn unser Lafontaine, denn er nahm wie dieser den Stoff von vielen älteren, von Lafontaine selbst, von Aesop und Phädrus, von Ruissau, Oldham, Lestranges, La Motte u. A. Gottsched's Beiträge begrüßten, beide Dichter lobend, die ganze Gattung als eine neue Art von Dichtungen. Noch hier ist dieselbe Erfahrung zu machen, daß Stoppe, der wenigstens in der Materie auf eigenen Füßen stehen will, noch sehr oft in Allegorisches und Parabelartiges verfällt, dann auch weit mehr Rohheit verräth als Hagedorn. Er ist zwar nicht mehr so ungeschlachtet hier, als in seinen (früher erwähnten) Gedichten, aber doch laufen noch manche Unfeinheiten unter. In der Manier will er übrigens ganz die Franzosen nachahmen, der Handlung ist wenig, des Redens und sein sollenden Wizes desto mehr. Schon Gottsched hebt dagegen die wundernswerthe Kürze Aesop's hervor und tadelt Stoppe zugleich mit den beiden Franzosen darüber, daß sie die geringste Sache zerzten und ausdehnten, über unnütze Kleinigkeiten und

Nebenstücke die Hauptsache aus den Augen verloren, possirliche Einfälle einflöchten, für die hier kein Ort war, weitläufige Eingänge, geschwäßige Erzählungen, postillenhafte Lehren zusammenleimten. Hagedorn dagegen fand fast allgemeinen Beifall mit der kunstmäßigen Richtigkeit und Zierlichkeit seiner Sprache, und ihm ist hauptsächlich das große Glück zuzuschreiben, das jetzt die Fabel machte; Stoppe war bald vergessen, nur nicht bei Gottsched und Bodmer, die hier einmal einig waren. Die Fabel drängte jetzt überall hin mit einer großen Triebkraft. Sie erschien in Wochenblättern; der deutsche Lockmann (Halle 1739) ist eine moralische Schrift, die Fabeln brachte weder im Geschmack des Alterthums noch des Orients; der deutsche Aesop (Königsberg 1740—43) erschien als Wochenschrift und brachte 324 Fabeln stückweise, sehr ungleich an Werth. Sie drängte in die Streitigkeiten der Schweizer und Leipziger, ja sie war eigentlich der Apfel des Zwistes, der diesen vieljährigen Kampf anschürte. Es waren nämlich 1740 neue äsopische Fabeln von Triller erschienen, abgeschmackte Uebersetzungen und noch abgeschmacktere Erfindungen, sammt einer elenden Theorie. Die Schweizer warfen ihn zu den elenden Schreibern, und griffen seine Werke und Lehren in ihrer Dichtkunst im Tone Liscow's heftig an. Sie setzten ihre eigene Ansicht entgegen und 1744 auch ein halbhundert neue Fabeln von Meyer von Knonau. Wenn man das satirische Element in den modernen Fabeln pragmatisch herleiten wollte, so würde man geradezu sagen, sie hätten es durch diese Kämpfe angenommen. Meyer von Knonau und nach ihm Bodmer in den kritischen Briefen machten geradezu Forderungen an die Fabel, die sie, pünktlich befolgt, zum Epigramme machen würden; man solle, verlangen sie, in einer kurzen Aufschrift merken lassen, bei welcher Gelegenheit die Fabel fertig worden, als da sind z. B.: Wie Herr Gottsched sich schämte in den Hallischen Bemühungen gelobt zu werden; wie einer behauptete, Stoppe hätte mit seinen Fabeln mehr Ehre einlegen können, wenn er mehr Arbeit daran gewandt. u. s. f. Wollte man Meyer's Fabeln zergliedern, so würde man sie um kein Haar besser finden als die Triller'schen. Wir sehen also, daß trotz dieser vielfachen Versuche noch immer das Feld für einen glücklichen Vermittler frei blieb. Die friedfertigen Bremer Beiträger traten auch hier mitten unter die Streiter hinein. Zwischen 1742—48 fallen die Fabeln, die eigentlich diese Gattung bei uns darstellten, und dies sind wesentlich die Gellert'schen, denen sich die von Gifese, Schlegel, Ebert und Lichtwer so anlehnen, daß Schlegel z. B. sich verwahrt, er habe, wie man ihm gewöhnlich nachsage, Gellert's Fabeln nicht nachgeahmt; es sei wohl na-

türlich gewesen, daß, wenn Freunde an Einem Ort sich in Einerlei Gattung versuchen, sie unvermerkt einen gegenseitigen Einfluß auf einander üben. Sehr häufig ist das Verhältniß der Originalität und Nachahmung der verschiedenen Fabulisten damals zur Sprache gekommen, Gellert, selbst Lichtwer u. A. haben immer ungern oder gar nicht den unmittelbaren Einfluß des Lafontaine anerkennen wollen. Sie konnten dies auch klüglich sagen, denn der sie anregte, war überall Hagedorn. Das haben aber die meisten klüglich nicht gesagt. Die späteren waren geständiger, daß sie Gellert nachgingen; unter dieser großen Masse ist eigentlich nur Pffel wichtig, original ist Niemand als Lessing und Gleim. Bei Gellert und seinen Anhängern ist die Fabel allerdings durch kleine deutsche Züge von den genannten Franzosen verschieden, dem Wesen nach durchaus nicht. Sie lag zu sehr in den Zeiten, wo Satire und Epigramm herrschend waren, als daß sie nicht von diesen einige Eigenschaften hätten annehmen sollen. Ueberall überhüpfte Lafontaine die Grenzen, so auch Gellert. Ihre Ausdehnungen und witzigen Ausschmückungen wurden unvermerkt zu satirischen Zügen, die nur schon darum von unschuldiger und sanfter Natur bleiben mußten, damit sie das Wesen der Fabel nicht völlig zerstörten; und eben hier berührt sich Gellert so sehr mit Rabener, und zeichnet sich vor seinen dürftigen Nachahmern dadurch aus, daß bei ihm wenigstens, wie bei Lafontaine, diese Ausschmückungen nicht bloßes Wortgepränge und ganz zwecklose wenn auch zweckwidrige Einschüßel waren. Wie es immer war, das „Amüsante“ trat vor das Lehrhafte voraus, und das haben Göthe und Lessing und Herder gleichmäßig misbilligt. Der Letztere ist darüber am schärfsten herausgegangen, und ich finde seine Sätze durchaus schlagend. Sie haben, sagt er, die Fabel aus einer Naturlehrerin zu einer Schwägerin gemacht, sie haben sie aus der rohen Natur ins Besuchzimmer geführt, es sprach die Perücke mit der Fontange. In Einleitungen und Abschweifungen, denen meist der Reim ihr curriculum vorzeichnete (!), schlenderte man spaßhaft langweilig hin, und auch im Inhalt erlaubte man sich sprechen zu lassen, was irgend sprechen konnte. So ward die wahre Naturdichtung das abgegriffenste Ding, so amüsant, daß es fast Niemanden mehr amüsirt. Gehe man den „Scherzdigressionen und Spaßpräambeln“ nach, es sind platte Einschüßel und die meisten haben sich auch dem Ausdruck nach überlebt. — Hätte man nur wenigstens die alte wahrhaft naive Art zu scherzen noch von unsern unverdorbenen Vorfahren übernommen, so wäre vielleicht nicht so viel Abstoßendes darin. Waldis, Boner, Hugo von Trimberg u. A. waren Zacharia und Gel-

lert bekannt; Gellert fand auch wirklich einen ungeschliffenen Demant in Boner, und hätte er sich doch dorthin angeeignet, was ihm darin so gefiel, daß nichts Gefünsteltes und nichts Frostiges darin sei, daß seine Fabeln nicht so kurz wären, um ängstlich zu werden, und nicht so wortreich um Müßiges zu sagen! Aber das Manierliche des Lafontaine gefiel ihm doch besser, als das Natürliche der Alten. Und so wenig wie dieser selbst hat er weder die Naivetät der ritterlichen Schwänke noch die Einfalt des alten Aesop erreichen können. Vielleicht — wenn nur nicht Mode gewesen wäre, über Hans Sachs zu lachen! oder wenn seine Nachahmer, die sich in Knittelversen versuchten, die Müldener und Kost, nur nicht so geringe Talente oder so böse Menschen gewesen wären! Und wie sollten vollends solche altmodische Fabeln vor La Motte's Theorie bestehen, die der Kanon für alle Fabeldichter war! Gellert hatte noch sehr viele Mühe seine Geschwägigkeit etwas zu mäßigen, seine ersten Fabeln in den Belustigungen wurden später sehr gekürzt. Immer aber behielt er im Auge, sie für diejenigen, die nicht viel Verstand besitzen⁴⁷⁾, lesbar zu machen. Darum geht alles so im Tone des sanften Humors und der Behaglichkeit her, die Gegenstände faßlich, hübsch aus der bürgerlichen Gesellschaft, in der Moral nichts, worüber der ängstliche Sinn des Zeitalters strucheln konnte, in den Scherzen artig, daß es Niemandem wehe that, in dem Tone gleich, ohne die Rohheiten Stoppe's, die Abfälle Lichtwer's, den flauen Spasß des Zachariä, in der Ironie recht handgreiflich, aber doch manierlich, damit sich der witzige Leser gleichsam über eine versteckte und gesundene Feinheit selbstschmeichelnd erfreue. Von einer Poesie ist hier nicht die Rede, die mit dem Gemüthe der Einbildungskraft, oder auch nur mit Empfindungen zu thun hat. Leidenschaftlos wie der Mann selbst war, unaufgeregt, wie er sich zu halten strebte, so bewegt sich auch seine Erzählung im schonenden Unterhaltungston, sein Lustspiel stillt das Lachen mit Nührung, sein tragischer Roman die düstern Eindrücke mit milder Beleuchtung, sein Kirchenlied fordert weder große Anstrengung des Kopfes, noch macht es dem Herzen eine große Bewegung. Er nannte in seinen Vorlesungen die Namen von Klopstock, Lessing und Wieland gar nicht; sein nüchterner Verstand hat ihn dem Sinen, und seine übertriebene Moralität den Andern entfremdet. Uebrigens war das, was uns jetzt an seinen Fabeln

47) In der Fabel von der Biene und Henne heißt es:

Du siehst an mir, wozu sie nützt (die Poesie),

Dem, der nicht viel Verstand besitzt, die Wahrheit durch ein Bild zu sagen.

und Erzählungen das Widerlichste dünkt, damals das Wichtigste. Daß er in demselben Tone wie der Naturenthusiast Brockes, der Schulmann Richey, der Weltmann Hagedorn auf die Perückenfitzen der Zeit, die steifen Moden, unter deren Joch die Gesellschaft gebeugt war, die Kleinstädtereien des Provinziallebens spöttelte, half immer die jungen Geschlechter aufmerksam machen, daß nicht alles so fein müsse, wie es war. Und so kam es, daß nachher Leute, die die alte Kleinmeisterei in Deutschland freilich zugleich mit der alten Ehrbarkeit und Frömmigkeit erschüttern halfen, in ihrer Manier ganz an Gellert angelehnt erscheinen. Wir haben oben gehört, wie Wieland von Gellert's Erzählart urtheilte; er hat auch die seine ganz von ihm gelernt. Was sich bei Lafontaine zusammen fand, das trennte sich bei uns in Gellert und Wieland; der Letztere ging erst auf die schlüpfrige Erzählung von der ehrbaren Fabel über, die Lafontaine beide behandelte. Wie wenig Klust aber zwischen beiden lag, sehen wir nachher auch in Deutschland bei v. Nicolay; und Wieland's Charakter zeigt sehr deutlich, wie natürlich es ist, daß häusliche Ehrbarkeit sicher im Gewissen, das sichere Gewissen muthwillig, und der Muthwille endlich frivol macht und öffentlichen Anstoß gibt. So kam es, sonderbar nur dem Anschein nach, daß die Weichlichkeit und Schlassheit dieser Jahrzehnte in dem nächsten (Gten) nach zwei ganz verschiedenen Richtungen hinführte, zu gesteigerter Frömmerei und Sinnlichkeit, die bei Wieland neben einander liegen.

Wir erwähnen die Fabeln der übrigen Bremer Beiträger nicht besonders. Getrennt von ihnen war Magnus Gottfried Lichtwer (1719—83) aus Wurzen⁴⁸⁾, der mehr Verhältniß zu Gottsched und Triller hatte, und sich übrigens überhaupt vereinzelt hielt, wie er denn auch nachher, nach Halberstadt versetzt, durchaus keine Verbindung mit dem dortigen Poetenklub unterhielt. Seine Fabeln erschienen 1748, man fand aber noch so viel gemischt Gutes und Schlechtes darin, daß sich zwei fremde Hände, und darunter Ramler, an ihrer Verbesserung versuchten, zu dem größten Aerger des Verfassers. Mendelssohn (in den Literaturbriefen) fand gleichfalls Ungleichheit darin, einige von gemeiner Moral, und niedrig possirlichem Wesen, andere unnachahmlich. Wir müssen uns diesem Urtheil etwas ermäßigend anschließen, das auch Lessing unterschrieb. Wie närrisch kreuzte sich bei uns der Geschmack! Die Fabel von den Katzen und dem Hausherrn fand man damals in den Literaturbriefen abgeschmackt, die Herausgeber der Werke Lichtwer's aber

48) Schriften ed. Pott 1828.

Geru. v. Dicht. IV. Bb.

nennen sie unsterblich! Wie war es anders möglich, als daß man sich über dergleichen Produkte nie vereinte, wo gutstehende Naivetät und mißglückte Versuche, der Thiere Natur und Stimme abzulauschen, wechseln, wo bald eine magere Wahrheit breit aufgestutzt wird, bald epigrammatische Sätze unerwartet und überraschend als Moral gezogen werden. Es ist daher auch gar kein Wunder, daß Lessing's Erscheinung in diesem Gebiete verhältnißmäßig weniger fruchtete als irgendwo sonst. Noch ehe er auftrat erschienen Fabeln von Gleim, die ersten um 1755. Er hatte sie früher schon versucht, ohne Glück. Auf einmal ging es aber von Statten. Nicht eines Prinzen Zuspruch, wie er meinte, war daran Schuld, sondern weil er stets mehr gelernt hatte, auf sich zu vertrauen! Sie sind eine Art Widerspiel zu den bisherigen, wie der ganze kurz angebundene Charakter Gleim's gegen Gellert's. Sie schreiten leichtfüßig einher, wo die Gellert'schen ehrenhaft wandeln, sind so kurz wie jene lang, so pickelnd wie jene breit humoristisch, mit knapper, oft mit gar keiner Moral, wo Gellert Lehrgedichte anhängt. Wo er recht in seinem Wesen ist, macht die Lehre gewiß ein Epigramm für seinen König oder gegen einen Uhu-Recensenten oder Pfaffen aus. Gleim unterscheidet so: Aesop's Fabel ging schlecht und recht, Phädrus' nett und ohne Pracht, Lafontaine's als eine Hofdame; wir können fortfahren: Gellert's als lehr- und wortreiche Gouvernantin, und Gleim's als kurz angeknüpftes schnippes Kammermädchen. So näherte sie sich denn etwas mehr wieder dem lehrhaften Sklavenstand des Aesop, zu dem sie Lessing (1754) ganz zurückführen wollte. Schon daß sie sich gegen die andern Nebenbuhler zu stellen hatten, machte, daß es nicht ohne satirische Hiebe abgehen konnte. Seine Thiere sind Epigrammatisten, hat Johannes von Müller gesagt, und Gellert's Professoren der Moral. Immer besser jene als diese. Sie sind es doch nicht in dem Grade wie späterhin die politischen Fabeln von Fischer (Königsb. 1796) und Aehnliches bei Pfeffel, was nicht unbeliebt war, wo man unter lauter Besonderheiten der Gesinnung, der Stimmung, der Thatsachen, der Nuzanwendungen tritt, die politisch, parteiisch, leidenschaftlich und bitter sind. Lessing konnte die Welt nicht anders stellen als sie stand; wir leben nicht mehr in den großen Uraufgängen der Gesellschaft, wo große Grundlehren der Menschheit in einfachen Bildern zu lehren waren; die Fabel hatte sich dorthin gezogen, was wir Gesellschaft nennen, und dort mußte sie wohl einigen Witz geltend machen. Satirisch und witzig war die Fabel nicht allein bei Lessing in dieser Zeit, sondern bei Allen; dies ist durchaus kein Unterscheidungszeichen für seine Person, sondern für seine Zeit. Der wahre

Unterschied ist, daß die übrigen alle in ihren Fabeln witzig sein wollten und nicht waren, Lessing vielleicht nicht wollte und war. Es kam nur darauf an, daß der scharfsinn nicht seine eigene Spitze brach, daß der Autor gesund blieb in der ungesunden Luft und daß er den nutzlosen Flitter verschmähte. Lessing that dies, und ich zweifle, daß man bessere Fabeln in unserer Zeit machen kann als die besseren unter den seinen, bis ich welche gelesen habe. Gleich 1760 erschien Bodmer mit seinen unäsofischen Fabeln. Er schrieb sich selbst das Armenzeugniß, indem er bei jener Fabeltheorie zu bleiben erklärte, die Lessing aus den Stoppi-schen Fabeln gezogen habe, der die Gedanken seines Kopfs der Kürze zu Liebe nicht zurück behalten habe. Er dachte Stoppe's Lustigkeit solle schadlos halten für die anderen Schönheiten, die er seinen Fabeln nicht geben konnte. Das ganze Heer der übrigen Fabelschreiber, die in den 50er und 60er Jahren und weiterhin noch sehr zahlreich waren⁴⁹⁾, folgte meistens Gellert, Einige, die wie Kretschmann, Westphalen u. A. Prosa versuchten, scheiterten⁵⁰⁾, und dies mag Lessing's Wirksamkeit in diesem Fache sehr beeinträchtigt haben, daß eben Jeder schlechte Reime, aber Niemand gute Prosa schreiben konnte, was, wie auch Göthe sagt, die Leute erst in den 70er Jahren durch Lessing einsehen lernten. Aus der großen Masse nennen wir nur noch Gottl. Conrad Pfeffel (1736—1809) aus Colmar, der wie sein Landsmann v. Nicolay zwar außer engerer Verbindung mit den deutschen Poeten dieser Zeit steht und erst nachher in Verhältniß zu Georg Jacobi kam, der aber doch zur Fabel von Gellert angeregt war. Die fruchtbare Epoche seiner Fabeldichtung hatte er erst ganz spät, als ihm Florian in die Hände fiel, zu dem er in demselben Verhältniß steht wie Gellert zu Lafontaine. Seine ersten aber erschienen schon gedruckt um 1759—61. Sie sind für die Schule sehr bequem gefunden worden, und dies darum, weil sie an Glätte der Form mit der Zeit fortgegangen waren, und weil sie das allzuüppige Neben- und Beiwerk abschnitten, was ihr charakteristisches Merkmal ist. Aber jener Ernst um die Sache, der bei Gellert noch wohlthuend ist, ist bei ihm ganz weg, und dies ist das Zeichen, daß die Gattung mehr an

49) Wir gehen natürlich auf die Einzelnen nicht ein, die zu wenig Verschiedenheit unter einander haben. Die vorzüglichsten sind in den 50er Jahren Pfeil, Petermann, in den 60er Lieberkühn, G. v. Moser, Westphalen, Willamov, Michaelis, Burmann, in den 70er Zacharia, Brauns, K. Schmidt, Nicolay, Göz u. A.

50) Man vergl. nur z. B. die schauerhaften Proben aus den Fabeln von einem Nachahmer Lessings, Raupsch, die die Lit. Briefe Nr. 121 mittheilen.

der Tagesordnung war. Die Masse soll nun die innere Güte ersetzen, die Eleganz die Liebe zur Sache; und eben diese Massen nebeneinander, und diese durchgehende Mattheit und Weichlichkeit machen dann eine gleich unangenehme Wirkung, wie die vergnügliche Weitschweifigkeit bei Gellert. Dabei wird man noch häufig gewahr, daß jene Glätte der Form oft gar sehr bloßer Firniß ist, denn plötzlich überraschen uns im gewöhnlichen Erzählton und ganz ohne Grund gemeine Ausdrücke, wie das Mensch, das Beest, der Bengel u. s. f., die, scheint es, Kraftbrocken in der schalen Brühe sein sollen, und neben denen sich dann die orientalischen und mythologischen Benennungen und Gestalten mitten in dieser Thierwelt sonderbar ausnehmen. Nirgends meint man auch so oft jene plumpen Wort- und Witzspiele statt der Moral zu finden, wo plötzlich das arme handelnde Thier als ein Schimpfname auf gewisse Menschenklassen gebraucht wird. „Wäre unter diesen Thieren, sagt Herder, der Affe und Esel lächerlich? O der alten abgetommenen Späße, die den Dichter so oft selbst zum Affen oder Langohr gemacht haben! Kein Witz kann leicht abgeschmackter werden als der Fabelwitz.“ Und keine Gattung, fügen wir hinzu, so sehr zu Trivialität verwöhnen. Dies fühlt jedes Kind mit rechtem Takt. Auf der Schule gäbe wohl jeder frische Knabe Pfeffel's sämtliche Fabeln um seinen Ibrahim hin. Wie im Märchen, so ist es auch nicht gut, die lebensdurstige Jugend zu lange in der Fabel zu halten; sie sehnt sich bald nach Handlungen, die eben so wohl belehren und zugleich den Charakter bestimmen.

Auch Fr. W. Zacharia (aus Frankenhausen 1726—77) hat „Fabeln in Burkard Waldis' Manier“ (1771) geschrieben, über die wir schon früher einmal unser Gutachten gegeben haben. Das charakteristische Fach dieses Dichters ist aber die sogenannte komische Epopöe. Sie liegt durchaus auf Einer Linie mit den bisherigen Erscheinungen und führt uns in steigendem Fortschritt, aber langsam, dem poetischen Schaffungs- und Erfindungsvermögen näher. Dieses äußerte sich in neuer Lebenskraft zuerst bei Brockes als bloße Nachahmungsgabe, im Abschildern und Malen; Rabener's dürstige Charakteristiken von Menschen und Ständen führten einen Schritt weiter; die Fabeln verlangten schon eigentliche Composition, allein sie waren noch am seltensten erfunden, meist bloß nacherzählt. Die komische Epopöe und die Idylle führten zu Darstellung weiterer, ausgedehnterer Verhältnisse über; noch aber sind es bloß einzelne kleine Begebenheiten und Zustände, die geschildert werden. Erst Klopstock ging zu Handlungen, zum Epos über. Was man gewöhnlich komische Epopöe nennt, müßte durchaus einen anderen bescheidneren

Namen führen, und läßt sich eigentlich gar nicht unter Einen Titel bringen. Es gibt nur Eine komische Epopöe, Reineke Fuchs, und nur Ein Werk in Prosa, was sich dem vergleichen läßt, Don Quixote. Was jene vornehme Benennung führt, ist gewöhnlich Parodie des Epos der Form nach, dem Inhalt nach aber komische oder satirische Idylle. Und so liegt auch die Schäferpoesie in dem glänzendsten Zeitpunkt ihrer Entwicklung in Europa dem derbkomischen Roman in großen Massen gleichzeitig gegenüber. U, der ein sehr mäßiger und verständiger Mann war, und den seine poetische Beschäftigung in keiner Weise aufgeblasen machte, nennt auch das Stück, das er in dieser Gattung gemacht hat (der Sieg des Liebesgottes) ausdrücklich eine bloße Erzählung, und zwar im Gegensatz gegen Dusch, der sich nach Pope's Lockenraub seine Theorie der komischen Epopöe gebildet und dann die Thüre hinter sich zugeschlagen habe. Diese Pope'sche Theorie, der alle unsere scherzhaften Epiker eben so sklavisch als seiner Praxis folgen, läuft dahinaus, daß in den komischen Epopöen ein kleiner Gegenstand in dem großen Stile des ernstesten Epos solle behandelt werden. Daher werden bei ihm Stellen des Homer und Virgil parodisch benutzt, die ausgeführten Gleichnisse nachgeahmt, der Kothurn ironisch beibehalten, eine Art Göttermaschinerie (Sylphen und Genien) angewendet; Alles dies ahmen unsere Deutschen getreulich nach. Sieht man aber auf das Wesen, so liegen diese kleinen Dichtungen durchaus im Gegensatz zur Idylle. Während hier die Naturzustände unschuldiger Menschen, der Hirten und Fischer geschildert werden, so drehen wir uns dort in den Zuständen der verfeinertsten Gesellschaft, der Stuger und Roketten herum. Beide Gattungen treten auch gleichzeitig hervor, nur mit dem Unterschiede, daß in der Einen der Hauptrepräsentant, Zacharia, vor kleineren Nachahmern vorausgeht, in der Andern Gefner auf kleinere Vorgänger folgt, der daher erst etwas später genannt werden kann. Uebrigens haben wir schon gelegentlich erwähnt, daß Gottsched und seine Frau Schäferspiele machten, eben so Gärtner und Gleim; und Koft, dessen Vorspiel (gegen Gottsched) ganz im Stile dieser komischen Epopöen geschrieben ist, hat auch Idyllen geschrieben. Bei den besseren scherzhaften Erzählungen läßt sich auch die Grenzberührung oder Verwandtschaft sehr deutlich herausstellen. Zacharia's Phaethon, in dem er die steife Form des Alexandriners verläßt, und im Fluß des Hexameters jenes Detail anbringt, das in allen übrigen komischen Epopöen durchweg fehlt, ist immer, so viel ich weiß, neben dem Renommisten am meisten gelobt worden, nur nicht von Gottsched und den heutigen Gottschedianern, die der Hexameter ärgert. Wenn das

Ganze nicht einigen Anstrich einer Parodie auf Ovid's Phaethon hätte, und wenn nicht schon der Gegenstand — ein Mädchen will im Phaethon selbst und allein kutschiren und wird für ihren Vorwitz im See abgeführt — wenn nicht schon die Kleinheit dieses Gegenstandes einen Stich enthalten sollte auf die Fruchtbarkeit der elenden Dichterlinge, die sich ohne Vermögen an dem ernstesten Epos versuchen, so würde man dies Stück nicht anders als eine Idylle nennen können; man wird schon ganz auf Boscens Luise vorbereitet. Thümmel's ihrer Zeit sehr bewunderte Wilhelmine würde ebenso nichts als eine Idylle heißen, wenn nur der hochgehende Ton und die Reminiscenzen an Homer daraus getilgt wären, und wenn es nichts Wehethuendes hätte, ein idyllisches Gemälde von Gemeinem entstellt zu sehen, was selbst in der komischen Erzählung unangenehm auffällt⁵¹). Was wir hier von diesen deutschen komischen Epopöen sagen, gilt auch von ihren ausländischen Mustern, von Boileau und Pope. Wie dürftig unsre guten Poeten an Erfindungsgabe sind, liegt bei diesen Produkten Zachariä's zu Tage, von denen nicht zu reden, die den Nachahmer wieder nachahmten! Er bekennt sich von den hohen Tönen Boileau's und Pope's (im Pult und Lockenraube) entzückt, fürchtet aber, daß sie den Deutschen noch unmachahmlich seien! Als er sie selbst hinlänglich nachgeahmt hatte und Beifall genug fand, und ein ganzes Heer Nachahmer wieder auf ihn folgte, ward er es endlich müde, daß „der deutsche Stutzer vom Satyr aufgeführt werde“, was der Lieblingsgegenstand von Pope her blieb, und er ermahnt die Dichter, nicht immer Wiederhall zu bleiben, original und neu zu sein. Dies sagt er, als er eben ein nagelneues Thema aufgebracht, und von einem Lieblingskater erzählt hatte, der getödtet ward und nicht in die Hölle konnte, weil er unbegraben lag; er fühlt sich wie ein Kind verjüngt in dieser neuen Erfindung, und in der Gunst der Muse, die ihm die Hölle der Thiere gezeigt! Man begreift wohl, dies waren die Männer nicht, die uns zu einer neuen Dichtung helfen konnten, die sich auf solche Schöpfungen etwas zu gute thaten, die sich an einer so elenden Gattung entzücken und gar an ihrer Nachbildung verzagen konnten. Geht man die einzelnen Stücke durch, die Zachariä meist in den 40er Jahren gemacht hat, so erstaunt man über die Leerheit und Geringsfügigkeit dieser eine Zeitlang so berühmten Erzählungen, in denen keinerlei Tiefe der Satire,

51) Der Gegenstand ist ein frommer guter Bedant, sonst unverschuldet, dem ein zerpfüchttes Kammermädchen zur Frau zugeführt wird. Dies scheint eben nicht ein Stoff zum schadenfrohen Lachen.

kein freier Humor, nicht einmal ein Reiz zum gesunden heitern Lachen gefunden wird. Er war übrigens nicht der Erste, der sich darin versuchte. Der Hamburger Lambrecht hatte schon 1741—44 zwei solcher scherzhafter Gedichte geliefert, die Tänzerin und die Nachtigall; sie wurden aber erst recht häufig auf dem deutschen Parnass, als die Gottsched Pope's Lockenraub (1744) überfetzt hatte und Zachariä mit dem Renommisten auftrat. Dies ist das berühmteste unter seinen Stücken; er hätte auch viel mehr Recht gehabt, sich auf diesen Griff etwas einzubilden als auf den Murner; es ist doch wenigstens ein Gegenstand frisch aus dem Leben und der Gegenwart genommen, der auch in sofern noch zu uns heutigen eine Beziehung haben kann. Das Leere an Thatsächlichem, den Mangel an Mannichfaltigkeit, die abgeschmackten allegorischen Figuren, den parodisch-epischen Ton, all das hat das Gedicht mit Pope gemein, allein was viel besser darin ist, ist der gewonnene Gegensatz zwischen Rohheit und Mode, Renommist und Stutzer, zwischen den zwanglos groben Sitten seines Venenser Kaufbolds und den galanten und modischen des Leipziger Zierbengels. In den Verwandlungen wird Dvid parodirt. Eine Sylphe, der Pudergott Zephis, verwandelt eine ganze Schaar Stutzer in entsprechende Formen, um Selinden, die er liebt und die sie umflattern, von ihrer Kofetterie abzubringen. Zuletzt scheint es zu gelingen, da er selbst als ein modischer junger Herr erscheint; sein Kleid steigt, als er ihr aber auf ihr Verlangen, von Liebe bethört, sein Zauberband giebt, so verwandelt sie sich in einen Stein! Dies kann uns ein Beispiel für alle sein, welch albernes Zeug der gewöhnliche Inhalt dieser Sachen ist. Den Phaethon haben wir vorhin erwähnt. Die Lagostade besingt in hochtrabender Prosa, wie ein Jäger einen Hasen mit einer Keule erschlägt! Das Schnupftuch enthält wieder eine solche Toilettegeschichte, ein „Heldenepos von einer Kleinigkeit“, wie aus einem Taschentuch ein neues Ilium wird. Eine Reihe von Nachfolgern, die kaum sich in etwas unterscheiden, gehen mit ganz ähnlichen Erfindungen furchtsam nach. Dusch erzählt in 7 Büchern wie das Toupé eines Stutzers in seinem Zirkel von einem Neider aufgebrannt wird; U, wie Amor eine Spröde mit einer prächtigen Equipage beugt; Aehnliches enthält der Baron (1733) von Schönaich, der verlorne Hut (1761) von Oberlein, einige Stücke von Hommel, Löwen u. A. Bei Dusch werden schon Stellen aus deutschen Epen von Schönaich und Raumann mit satirischer Absicht parodirt; auch U, stichelt vielfach in seinem Liebesgott auf die geschmackverderbenden Epen der mizraimischen Dichter. So ist es sehr bezeichnend, daß noch spät in dem erneuerten

Rabelais von Sander, diesem Hauptwerke auf der Seite komischer Erzählung die Göttersprache der Klopstockianer vortrefflich verspottet wird. Ganze komische Epoden wie der Wurmsamen, die Trüffeln u. A. setzen sich gleich nach Erscheinung des Messias Klopstock entgegen, und geben jede andere Absicht auf, als die Parodie der seraphischen Dichtung. Bei Zachariä findet höchstens ein Spott auf Naumann's Nimrod Eingang. Denn er selbst ging zu entschieden zu Klopstock über, und ahmte ihn mit eben so wenig Glück nach, als Pope. Er lehnte sich wie Er gegen den Reim auf und gegen die Anakreontiker⁵²⁾, er gefiel sich in gesuchten Bildern und Ausdrücken, er versuchte Oden, und hob seine Seele „mit seraphischem Schwung in höhere Sphären“, wo er nicht heimisch war. Er griff weltliche und geistliche Epen (den Cortes, und die Schöpfung der Hölle) an, ohne damit fertig zu werden. Wenn diese Wendung aufpassen sollte, so muß man bedenken, daß Zachariä nur Nachahmer, nie Dichter war, und daß er sich als solcher gleichgültig verwandelte. Wie er auf Klopstock, wie er auf Waldis fiel, so auch gelegentlich auf Hagedorn, dem er gleich allen seinen Freunden gewisse humoristische Liederformen ablieht, so auch auf Milton, den er in Hexametern übersezte, so endlich auch auf Thomson, dem er in seinen Tageszeiten gerade so slavisch folgt, als Pope in seinen Erzählungen. Dies wäre etwa der Mittelpunkt seines ganzen Dichtens, daß er überall an die Engländer angelehnt erscheint. Sein Umgang mit Ebert erklärt dies, sein Aufenthalt in Göttingen, wo damals mehr britische Sympathien waren als später, wie man auch aus Dusch sieht. Seine Tageszeiten in der frühern Bearbeitung, die sehr verschieden von der späteren ist, sprechen seine Anglomanie nicht allein in Beziehung auf die Dichter, sondern auf das ganze Volk nur zu oft aus. Dies ist überhaupt der große und allgemeine Charakter der ganzen niedersächsischen Literatur, daß in und über ihr die verwandtere englische Natur und Literatur völlig herrscht und waltet. Als den Gipfel dieser niedersächsischen Literatur aber haben wir Klopstock zu betrachten.

52) In den Stufen des weiblichen Alters, einem Gedichte, dessen Vorbild von einem Züricher, Wartmüller, herrührte, (5r Th. der Werke 1767) sagt er von seiner idealen Jungfrau, sie höre Lieder:

— nicht lesbische Leiern,
oder das tejsche Lied. Der sionitischen Musen
göttlichen Harfenklang hört sie entzückt, und liebt die Gefänge,
die ehrwürdige Tugend zum Ruhm, nicht jene voll Wollust u. f. f.